



kalmenzone
literaturzeitschrift

ISSN 2196 – 3835

Heft 3 • Dezember 2013

mit Texten von

**Judith Rang • Benedikt Ledebur • Norbert Rath •
Hermann-Josef Scheidgen • Herman Melville •
Rainer Maria Gassen • Ulrich Bergmann • Kerstin Preiwuß •
Ana de la Trinidad • Eberhard Werner Happel • Winand Herzog**

Inhalt von Heft 3 (2013)

editorial	3
Judith Rang <i>DIE STREITSÜCHTIGE – DIE MARQUISE – DER WIDERSPENSTIGE SPIEGEL – EIN VERSPÄTETER CHASSID</i>	5
Benedikt Ledebur <i>4 GEDICHTE</i>	11
Norbert Rath <i>DAS MOTIV DER ERINNERUNG IN HÖLDERLINS WENN AUS DER FERNE ...</i>	17
äquatoriale bibliothek	
<i>NACHDENKEN 1: GLÜCK. ANNÄHERUNG AN EINEN UNSTETEN ZUSTAND. NACHDENKEN 2: OST UND WEST. HIMMEL UND ERDE</i> besprochen von Hermann-Josef Scheidgen	23
themenschwerpunkt Windstille	
Herman Melville <i>WINDSTILLE (übersetzt von Rainer Maria Gassen)</i>	29
Ulrich Bergmann <i>DREI GEDICHTE</i>	33
Kerstin Preiwuß <i>DREI GEDICHTE</i>	35
Ana de la Trinidad <i>SONETO XIV (spanisch – deutsch)</i>	37
<i>MARTHA HAT IHREN EIGENEN CHARME</i> Interview mit Sr. Anna Schenck CJ	39
Eberhard Werner Happel <i>SÃO TOMÉ</i>	45
Winand Herzog <i>»WAS GIBT'S FÜR WETTER MORGEN?« DIE GELEHRTENREPUBLIK – ARNO SCHMIDTS KURZROMAN AUS DEN ROSSBREITEN IM KONTEXT DES WERKES</i>	47
die böe zum schluß	53

Heft 4 der **kalmenzone** erscheint im 1. Jahresdrittel 2014. Themenschwerpunkt: Beichten.

Eine Alge als Titelbild? Freilich handelt es sich nicht um irgendeine Alge, sondern um eine der für die Sargassosee typischen frei treibenden Braunalgen, noch dazu in einer kulturgeschichtlich bedeutsamen Abbildung: Nach allem, was bereits im Vorwort zu Heft 1 über Kalmenzonen wie das Sargassomeer und über die damit zusammenhängende Programmatik formuliert worden ist, erscheint das Bild für das dritte Heft der **kalmenzone** mit dem Themenschwerpunkt „Windstille“ fast wie gemacht.

Die Abbildung stammt aus dem ersten Teilband des Werkes *Photographs of British Algae. Cyanotype Impressions* (1843). Mit den *Photographs* schuf ihre Autorin, die englische Botanikerin und Fotografin Anna Atkins (1799–1871), eines der ersten Bücher überhaupt, in denen Lichtbilder benutzt wurden. Das von Atkins angewandte Verfahren des Eisenblaudrucks hatte ein Jahr zuvor Sir John Herschel erfunden, ein Freund ihrer Familie.

Als Naturphänomen und als Gleichnis ist die Windstille offenkundig seit Jahrtausenden Teil der Literatur und der anderen Künste, nicht nur in ihrem geradezu sprichwörtlichen Zusammenhang mit dem Sturm. Man denke hier etwa an die frühneuzeitliche Marinemalerei, in der neben anderen Sujets auch immer wieder Segelschiffe in einer Kalme dargestellt wurden. Daß die Windstille es auch für die Zeitgenossen der Motorschiffahrt in sich haben kann, zeigt beispielsweise das Roßbreiten-Gedicht des Doors-Sängers Jim Morrison über den Tod eines über Bord geworfenen Pferdes: *When the still sea conspires an armor ...*; zeigen hoffentlich auch die Beiträge dieses Heftes.

Im übrigen möchte der Hrsg. nicht ausgerechnet über die Wahl d i e s e s Themenschwerpunkts und dann noch kurz vor der stillen Zeit „zwischen den Jahren“ viele Worte machen. Lieber möchte er die Beiträge für sich selber sprechen lassen – und auch in diesem Heft dazu einladen, den Beziehungen zwischen den einzelnen Texten und Bildern nachzuhorchen, den sehr deutlichen wie den bloß angedeuteten. Sollte dem Leser dennoch etwas unterkommen, das ihm als loses Treibgut erscheint, wird er auch d e m hoffentlich eine ästhetische Qualität abgewinnen, ganz im Sinne des Titelbildes.

Der Hrsg. dankt herzlich allen Personen und Institutionen, die mit Texten und Abbildungen zu diesem dritten Heft beigetragen haben: namentlich Crauss und Luzie Gilde für ihren Hinweis auf Jim Morrison; Milena von Stosch für ihren kalligrafischen und David Stechern für seinen zeichnerischen Bildbeitrag; Daniel Stepputtis vom Thünen-Institut für ein Foto, das er 2011 im Rahmen einer Expedition in die Sargassosee anfertigte; dem Fachbereich Biologie der Universität Hamburg für die großzügige Erlaubnis, eine Reproduktion aus dem Hamburger Exemplar der sehr seltenen *Photographs* von Anna Atkins zu erstellen; Margarete Axnick, der Leiterin der Bibliothek im Biozentrum Klein Flottbek, für die Vermittlung dieser Möglichkeit und die praktische Durchführung der Reproduktion. Besonders gefreut hat er sich, daß Sr. Anna Schenck CJ als Gesprächspartnerin für das Interview des Themenschwerpunkts zur Verfügung stand, und dankt auch dafür sehr herzlich.

Bonn, 23. Dezember 2013

Cornelius van Alsum

Judith Rang

DIE STREITSÜCHTIGE

„Du bist zu naiv“, warf er hin und stieß einen Stein gelangweilt mit dem Fuß fort. Das Mädchen stockte eine winzige eiskalte Schrecksekunde lang, stand still wie eine Salzsäule im Augenblick der Erstarrung, die schon die Haarwurzeln erfaßt hatte, als sie sich löste, theatralisch die Arme in die Luft warf und rief: „Naiv! Mein Gott, das ist ja furchtbar! Bin ich wirklich n a i v ? ! Sag mir nicht s o w a s ! “ Sie betonte jedes Wort. „Reg dich doch nicht auf“, fiel er ein und sah sie nachlässig prüfend von der Seite an. „Es ist doch wohl ein bißchen naiv, sich so aufzuregen, findest du nicht?“ „Es wäre naiv, wenn ich mich rechtfertigen wollte, aber nicht einmal, daß ich mich n i c h t rechtfertigen will, wirst du von mir zu hören bekommen.“ „Wie du dich bemühst, nicht naiv zu wirken“, bemerkte er und lachte leise und hell auf. Er ging jetzt zwei uneinholbare Schritte vor ihr her. „Wie er sich sicher vorkommt“, dachte schnell das Mädchen, das einen kleinen Haß vor sich hertrug, als sei er eine kostbare Trophäe, die man nicht zu rasch aus der Hand legen dürfe. „Du glaubst, es läge mir etwas daran, dir zu beweisen, ich sei nicht naiv?“ rief sie, eifrig und etwas atemlos, weil sie inzwischen einen steilen Weg bergauf kletterten. Er hielt kurz an, drehte sich zu ihr um und lächelte. Während er schon wieder weiterging, rief sie ihm streitsüchtig hinterher, von seinem Lächeln wie von einer Barriere aufgehalten: „Ist dir noch nie der Gedanke gekommen, es könnte mir gefallen, mir von dir Naivität vorwerfen zu lassen?“ Anscheinend war er schon zu weit weg, um es zu hören, aber das störte sie nicht.

Er erwartete sie oben auf dem Hügel. Es war schon dunkel. Er betrachtete sie versöhnlich durch's Dunkle und machte sie auf die Schönheit der Nacht aufmerksam. „Ja“, bestätigte sie, einen Blick auf die Nacht werfend, „die Nacht ist schön. Und im übrigen liebe ich die Naivität, mit der du dich gegen jede Naivität gefeit glaubst.“ Er seufzte erwartungsgemäß. „Merkst du denn nicht, wie du dich reinreitest?“ hielt er für angebracht zu fragen. „Gerade das ‚Reinreiten‘ ist Sinn und Zweck dieses Spaziergangs“, gab sie vielleicht nicht sehr sinnvoll, aber prompt zur Antwort. „Na dann“, sagte er ruhig, „ich gehe jetzt jedenfalls nach Hause“, und er begann, den Hügel auf der anderen Seite hinabzuschlendern. „Tu das!“ wollte sie ihm nachrufen, tat es aber dann doch nicht, weil sie augenblicklich vergessen hatte, wozu. Sobald sich seine Schritte verloren hatten, war er schon nicht mehr für sie vorhanden. Der Genuß der Erregung war Vergangenheit, die Trophäe zerronnen, ohne daß sie sie vermißte. „Worüber habe ich mich soeben aufgeregt?“ stellte sie sich unverdrossen eine Frage in den Weg, die sich allsogleich wieder in Luft auflöste.

Nichts stand über ihr als das Firmament.

„Firmament‘ ist ein ulkiges Wort“, dachte sie. „Es hört sich so firm und stabil an, vielleicht macht es ein Blechgeräusch, wenn man dagegen klopft. Etwas Starres ist dumm, man kann alles mit ihm machen, was man will, man kann es nehmen und sich über die Schulter legen wie ein Maler seine Staffelei schultert, um mit ihr in die Natur zu wandern.“ Ein Weilchen noch ließ sie die Unmittelbarkeit des Welten- oder Wellblechdachs auf sich wirken. „Ich bin allein“, fiel es ihr plötzlich ein. „Alleinsein ist etwas äußerst Naives.“ Nachdenklich senkte sie den Blick auf den Boden. Dort standen ihre zwei Füße, friedlich und gottergeben, ein rührendes Paar. „Wir gehen jetzt nach Hause“, verkündete sie ihnen. Einen Moment lang schien es, als schielten die Füße einander an und tuschelten und lästerten in Schuhsprache über „die da oben“, aber bald schon liefen sie brav den steinigen Weg, den sie gekommen waren, hinunter.

Sie sah nicht mehr nach oben, bildete sich aber gerne ein, der Himmel senke sich wie ein Theatervorhang oder eine Decke, deren Enden sie umflatterten, auf ihren Rücken und die Sterne kullerten mit den Steinen, die vor ihren rennenden Füßen nach allen Seiten spritzten.

DIE MARQUISE

Es war ein Projekt. Schon nur so ein Projekt zu haben, machte sie ganz glücklich. Sie hatte diesem Projekt einen Namen gegeben, nun, vielleicht war schon diese kleine Taufe das Projekt, und nun hütete sie es vor den Blicken der Menschen. Wagen wir es trotzdem? Trauen wir uns, gleich ihr wilde Blicke um uns werfend, den Mantel spaltbreit aufzuschlagen und das Geheimnis im warmen Innern zu entdecken? Ich will es ja auch schon verraten, es ist schließlich weiter nichts Geheimnisvolles dabei und weist jeden künstlichen Aufruhr still-verächtlich von sich. Es ist – oh, diese ungerührte Strenge im Inneren! Sie tanzte förmlich um das Projekt herum, verging vor Lust; – es ist der Ernst.

Nun, man hätte es zweifellos auch anders nennen können, aber das spielte jetzt keine Rolle mehr. Mutig zielbewußt schritt sie den Weg entlang. D. h. wohin sie wollte wußte sie nicht, auch das war nicht mehr von Belang. Wurde ihr nicht endlich klamm?

Sie trat in eine Bäckerei. Das Menschliche an den in freundlichem Licht ausliegenden Brötchen und Broten imponierte ihr, obwohl die Tatsache, daß gleich aussehende Brötchen in dem gleichen Licht mit der gleichen Bedienung mittleren Alters in jedem Laden dieser Kette herumlagen bzw. – hoffentlich – herumstanden, ihre feinsinnige Freude in ähnlicher Weise beeinträchtigte wie ein gewerbliches Nudelholz, zu welchem Zweck auch immer, frisch gebackene, zarte, dampfend-duftende Plätzchen einplanieren mag. Aber eine Großzügigkeit gegenüber Nudelhölzern aller Arten umstrahlte sie wie ein Heiligenschein und sie blickte der Verkäuferin stielsicher ins Angesicht:

„Ich weiß es: selten werden Sie eine so stielsichere Käuferin wie mich erlebt haben, verehrte Frau, da Sie sich vermutlich nicht einmal im Klaren darüber befinden, was „Stielsicherheit“ zu bedeuten hat, wobei es sich nämlich um die nur wenigen Meistern ganz und gar zugängliche Kunst zu handeln scheint, auf einem freistehenden, dementsprechend schwankenden Stiel sicheren Aufenthalt zu nehmen – nicht wahr, es sieht einfach aus, Sie meinen, ich stünde hier auf zwei Beinen vor Ihnen und die gezielten, den gebräuchlichen menschlichen Ton treffenden Worte, die zum Einkauf diverser Backwaren erforderlich sind, bedürften weiter keiner Anstrengung, um aus mir heraus in die heitere Luft Ihres Geschäfts ausgestoßen zu werden. Dies ist eben die Kunst, aus einem Stielstand-bedingt zitterigen Zustand kraftvoll und einfach die menschliche Mitte einzunehmen, die Ihnen und mir erlaubt zu kommunizieren. Der Inhalt der Brötchentüte, die Sie mir da so fraglos freundlich zum Zeichen unseres gelungenen Übereinkommens überreichen, soll im Angedenken an Ihr herrliches Geschäft verzehrt werden. Auf Wiedersehen.“

Dankbar stand sie wieder auf der Straße. Das Projekt?! fuhr es ihr scharf durch alle Eingeweide, hastig tastete sie den Mantel ab. Sie beruhigte sich aber wieder und fing an, sich zu erinnern. „Ach ja“, nickte sie ernsthaft vor sich hin, „ach ja“.

Wir gehen davon aus, daß unsere Hüterin des Projektes gerne Kleist liest. „Elisabeth ehrte die Zwecke Posas, auch ohne sie zu kennen“, schrieb dieser ernstlich Überspannte einst in kuriosester Willensanstrengung, Vertrauen von andern zu erzwingen und sich an ihm aufzu-, na, aufzurichten, da ihm sein eigenes abhanden gekommen war. Er habe sich mit einem Mann seines Vertrauens namens Brokes „hier vereinigt“, läßt er seine Adressatin auch noch wissen. Geheimnisvoll ist so ein Mensch, der niemals selber spricht, von dem nur immer berichtet wird, und man möchte den Briefschreiber väterlich fragen: „Heinrich, es ist eine Kleinigkeit, es ist nicht des Atems wert, also täusche uns nicht: hast du wirklich diesen Freund in Würzburg?“ Wir hoffen, hiermit ein gebührend ernstes Wort gesprochen zu haben. Unsere Marquise von Posabrokes hat sich derweil ganz ungebührlich aus unserer Beaufsichtigung entfernt. Sie darf sich unserer Entrüstung sicher sein.



DER WIDERSPENSTIGE SPIEGEL

Vor einiger Zeit habe ich etwas Merkwürdiges erlebt. Es war bei meinen Nachbarn, die ich immer für sehr unauffällig gehalten hatte. Die Einrichtung der Wohnung ist in dunklem Eichenholz gehalten und der Boden mit dicken Teppichen ausgelegt; am Fenster hängen weiße Spitzenbezüge; nichts ist dem Zufall überlassen. Der Anzug des „Hausherrn“, eines betont herzlichen kleinen Mannes, Lateinlehrer, ehrenwerter Vater einer fünfköpfigen Kinderschar, passt sich farblich ohne weiteres der Eichenmöblierung ein; die Frau trägt Blümchenkleider und wird für ihre Natürlichkeit und Backkunst sehr geschätzt.

Ich war gerade aufgrund guter Nachbarschaftssitte zum Kaffee eingeladen, als sich das Erstaunliche zutrug. Gegenüber der Sitzgarnitur hing ein einfacher, aber ansehnlicher Spiegel. Von der rustikalen Art her glich er den Möbeln, nur war das Holz seines Rahmens noch schwärzer, und man musste vermuten, dass er nicht zusammen mit der übrigen Einrichtung erworben worden war. Bei aller Hässlichkeit spiegelte er womöglich umso ernsthafter und in großer Zuverlässigkeit das wohlgeordnete Wohnungsinventar, als führe er Protokoll im Dienste seiner Herrschaft.

Als nun die ältere Tochter des Hauses lächelnd mit einem Tablett, auf dem der Kuchen den Gästen entgegendampfte, ins Zimmer trat, geriet sie auf der Höhe des Spiegels mit einem zu weit in den Raum hineinstehenden Sessel in Hader, schwankte leicht, wich, schon mit verkrampfterem Lächeln, aus, unterdrückte einen Ausruf und streifte zuguterletzt mit der scharfen Kante des Silbertabletts das Glas des Spiegels.

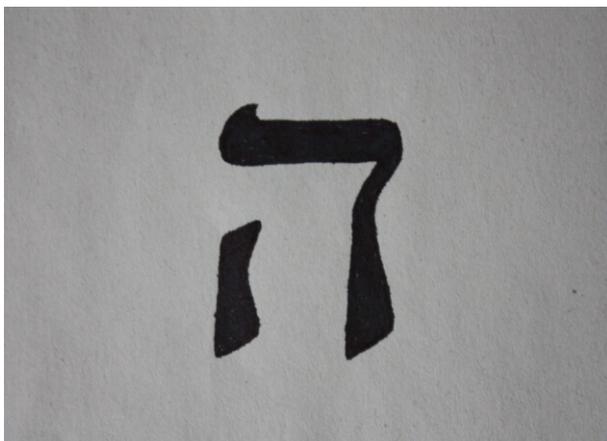
Ein ätzendes unmissverständliches Quietschen. Ein Aufschrei der Hausfrau, die, in geblühtem Kleid auf braunem Sofa, in Wirklichkeit und im Spiegel die Hand vor den Mund schlägt. Ein Hausherr, der aufspringt. Eine hässliche Schramme, die hinter dem vortretenden Mädchen quer über dem ganzen Spiegel sichtbar wird. „Johannes!“, ruft die Hausfrau. „Jetzt ist es aber Zeit! Jetzt haben wir ihn lange genug hier oben gehabt!“ Kaum hat sie es gesagt, als der kleine Mann behende nach dem Spiegel greift, ihn anhebt und mit einem Ruck von der Wand zerzt. Als wolle er sich festklammern, greift der Spiegel noch gerade das rechte Knie im Blümchenkleid und die erhobenen Hände des rasenden kleinen Mannes auf, und während der Mann ihn hinausträgt – ich schwöre es bei meiner Seele – bleibt das erfasste Bild auf dem Spiegel stehen, der Spiegel hält es blindlings fest, und auch im Keller, so gestand mir auf meine drängenden Nachfragen der kleine Mann, dessen Gesichtsfarbe seitdem blasser scheint – auch im Keller kann man, wenn man die Taschenlampe anknipst, das Stück Bild noch immer sehen, das der arme Spiegel seinen Peinigern in der letzten Stunde seines Dienstes entrissen hat.

EIN VERSPÄTETER CHASSID

Einmal – in den Zeiten, da die Chassidim in Bedrängnis gerieten und mehr und mehr von der Lehre abfielen – überkam einen jungen Schüler, der die Welt kannte, Leid und Zweifel in seinem Herzen trug, bei allem aber die Treue zu seinem Lehrer bewahrte, eines Abends die Erkenntnis. Er sah den inzwischen verstorbenen Lehrer in all seiner traditionellen Beschränktheit, sah die Welt und die unsichtbaren schleierartigen Wände, die dem Lehrer den Blick verstellten hatten, er sah andere Menschen, die auf andere Weise in Räumen mit verhängten Fenstern lebten und ebenso Beschränktes wie Gutes, wenn nicht Klügeres als der kleine Lehrer gedacht und gesagt hatten, und er sah, wie alles das gut war und mitleiderregend. Er erkannte die belächelnswerte Dürftigkeit und rührende Mangelhaftigkeit der einst all sein Denken ausfüllenden Worte des Lehrers und war sich ihrer als der Krönung des menschlichen Geistes bewußt. Und Liebe erfüllte ihn durch und durch zu diesen dumm-stolzen Belehrungen, die nur ein bißchen zu übereifrig geglaubt hatten, schon ans Tor des Himmels zu klopfen – ja gerade dieser Übereifer flößte ihm ein überströmend bewunderndes Gefühl ein. Die Erkenntnis breitete sich in ihm aus und nahm Besitz von ihm, daß alle Worte, auch die des Lehrers, unwirksam seien, kein einziges jemals einen anderen erreichen werde, ja daß noch kein einziges jemals den Mund des Sprechers verlassen habe, und alles dies machte ihn auf eine in schwergliedriger Traurigkeit schwimmende und verankerte Weise ruhig.

Und da er sich allein sah, alle übrigen Schüler anscheinend in der Zeit, während welcher ihn die Erkenntnis überkommen hatte, vollständig und zu seiner Zufriedenheit die Schule verlassen hatten, so wußte er nichts anderes zu tun als ein Blatt Papier mit unvergleichlich glühenden, klingenden Worten zu beschreiben, und er verschloß das Blatt in einem Umschlag und schickte es mit der Post an einen alten Freund, weniger um den Freund zu erreichen als um das Blatt von sich fortzugeben. Der Postbote aber nahm die unausgesprochene Absicht wörtlich und ließ den Brief verloren gehen. Hiermit war die reine kleine Wortsammlung ganz abgeschlossen, man könnte auch sagen abgeschliffen wie ein Diamant, und vielleicht nicht für ein einzelnes menschliches Auge, aber für die Welt als Ganzes aufbewahrt.

Zufrieden ging der Schüler seiner Wege, verrichtete fromm und frei seine Werke, zweifelte nach Belieben, litt und stritt, liebte und haßte und vergaß sein Erlebnis wie der Postbote den Brief verloren hatte.



Einmal aber, als er eben irgendein altes Buch las, fiel ihm ein einzelnes Wort auf: es war das Wort „Gebaren“, das er hier, wie er unmittelbar einsah, völlig richtig geschrieben vorfand, er sah nun aber plötzlich dummerweise ebenso deutlich vor sich, wie genau dieses Wort auf dem von ihm beschriebenen Blatt Papier ausgesehen hatte, und da war es, wie er sich auch wendete und drehte, ganz eindeutig mit einem ebenso unschuldigen wie leider total überflüssigen „h“ zwischen den Buchstaben a und r versehen, das beim besten Willen einfach nicht hingehörte, wo es stand, und des-

sen irrtümliches Vorhandensein auf ein gewisses „Feuer“, wie sollen wir uns ausdrücken, einen etwas übereilten „Eifer“ desjenigen, der das Wort zu Papier gebracht hatte, schließen ließ.

Der Schüler schrak bei der plötzlichen Erkenntnis dieser Lächerlichkeit beinahe etwas zu heftig zusammen; die Sache gewann eine unerwartet peinliche Präsenz für ihn, von der er sich

gar nicht recht zu lösen wußte. Dann aber und von Grund auf fing er an zu lachen; er lachte so anhaltend und hemmungslos und so über jedes Maß hinaus, daß der Himmel aufriß und ein bekanntes, väterliches Gesicht erschien:

„Falls es noch nicht in dein Bewußtsein vorgedrungen sein sollte“, dozierte von dort oben, wo er demnach längst schon logierte, der mit dieser pointierten Wendung nicht unzufriedene alte Lehrer: „Falls es noch nicht in dein Bewußtsein vorgedrungen sein sollte, so laß dir gesagt sein, daß ganz allein dieser dumme kleine Rechtschreibfehler dich davor bewahrt hat, mitsamt deinem gloriosen Text zur Hölle zu fahren.“

Der Schüler aber sah und hörte ihn nicht – so sehr füllte das Gelächter seine Ohren und so verschleierten ihm die Tränen, die er vor Lachen vergoß, den Blick.

JUDITH RANG, geb. 1971, hat Deutsch und Philosophie in Bonn studiert. Sie lebt derzeit in Berlin. Die hier erstmals veröffentlichten vier Prosastücke hat sie (nach der oben gebotenen Reihenfolge) ungefähr 1995, 1998, 2004 und 1999 verfasst.

Benedikt Ledebur

4 GEDICHTE

1

premiere, läppisch quergelesen durch
die bedruckten lappen, bewegt nur
die lippen, hart das harz, jaja,
noch so eine wolke traurigen ruderns
und sämtliches weitere durch das sieb
geschossen, geronnenes etwas. klappts,
blaues auge? übernimmt es sich
mit den fernen riesigen gallen? nacht
macht geburten. schnitt. die sich laben
ballen sich wie von selbst zusammen
zu sandigen sträussen. das unverblünte
sei scheissegal gegen die, grab es, skulptur,
die tiefen nabel, all, das geschwollene,
triefende. wirklich, dieser blinde spiegel
spricht nicht, schon eher ein abgestochener
hahn oder angeschossener eichelhäher.
näher! weder zielscheibe noch zeilenscherbe
ist der himmel; irgendetwas, na klar!
wenn ich 1 atme, stellt sich schon
irgendein matter ausdruck ein. eh
ich mich in die innerei verseh, als
meerhals, haarklein, oder aus schaumstoff,
ohne dass ein stein fällt, determinierend
unscharf wie immer alles, was sich
dem ausdruck verdankt, platscht es schon
in die nächsten sanfteren sossen. küste?
was hilft sosein, morsen, das hingeschmiert
hehre? die beteiligten teile sind auch
unbenannt leidtragend leitende. wanke
ich ihnen nach? nein danke, da kann
keine weile oder welle lange
dagegen an. hingeseammelt die früh
wie der abend, das zu habende. heiter
verlangt es nach mehr als beispiel, leid
alles leidlichen, niedlichen, endlichen.
widerlich, wieder ich, statt festere reize
dieser spuk des selbst gespuckten. aus!
gedrucktem tristen (trigger: tiger) traue ich,
die inschrift zu wirklichen, auf welchem
sockel es auch angelöchert lächelnd
immer stehe. die zweifelsfalle schnappt.
weniger, wenn das könnte, dass das täte.

in den birnen was evozieren,
zum klingen bringen, ohne druckstellen,
ohne zu reiben. ein blick auf die stellung
genügt (mus), um, was in ihr steckt,
zum treiben zu bringen. gelingt es,
was bringt so ein steckling andres,
als hochgezüchtete früchte? die rinde
kein wollen kennt, syntaktisch verunglückt
(übersetzergespräche). woher dann
der drive all der derivate? die direktiven
durchkreuzen die richtung, und selbst
drehend platzt herde aus allen fugen.
nicht noch so eine sich zierende säule
mit ober- und unterlängen, ecken
und buchten. was bringt es? vergiss nicht,
die birne will klingen. nur sie?
nein, der ganze leidige aufbau aus
schlottrigen gliedern. diese zu lockern
war doch das ansinnen sämtlicher anläufe.
nur gut, dass auch seichtere geschichten
sich in das fluten mischen. doch sobald
sie versuchen, an oberflächen zu treten,
die handlungen zu erklären, sind fort
alle furten, zuckt auch die birne noch
unter hüten, nicht aus natürlich,
mit hufen die wässrigen angelegenheiten
zu schlagen. wiehere nur, der weiher
steht still, lässt die trauer weiden
an jeder schläfrigen idylle. hei, hei,
heiliger bimbam, ich kenn noch
ganz andere schäfer, die statt dem stab
nicht reime schwingen, sondern fletschen,
womit sie reissen. der seltsame satzbau
zielt nur auf jene mässige abstraktion,
die, auch wenn sie gletscher beschreibt,
den blickpunkt vermenschlicht. es sei,
wie es sei, in dieser schaukel, lass weg sie,
die schmückenden, selbst sich zu finden,
wär eine grausame schau der dinge.

3

mit abstand: nur eine kleine strophe
so hingeworfen, wäre
kein katalysator in diesem spiel
der symbole von nöten –
das beste! (dialektische expedition)

leerzeile, soll ich mehr kommentieren?
bezeichnet gibt es nicht mehr her!
nur keine zores und zären,
umwölkte umstände unerwünscht!
kein platz für überflüssige redundanzen,
die eigene zehr lässt leiden,
ohne das meer an deutungen zu zu lassen,
grammatik schmilzt nicht
(der satz ist kein iglu).
nimm das zurück,
was sinnlos in verse gepackt,
geschrieben von einer null, element
romantischer felder.
sieh, wie sie hochgehn, die wogen,
wie schwer eine feder in finten
getaucht die richtigen zeichen
manipuliert und signiert (ungetauft).
ja, die äquivalenzen,
die ohne plan und moneten
den planeten umrunden,
räumen in jener spanischen stadt,
wo die staubwedel bünde aus federn,
in einer billigen absteige auf,
jedes zimmer ein name.
die anlagen? nicht eine plumpe festung,
die zur einnahme fordert,
ein geflecht aus wasserbecken und gärten.
lösung erwünscht? granada!
exponate und positionen
verdrehen sich stetig,
bis der helix die einsicht entsteigt,
dass alles nicht so gewesen,
gedacht, gemeint, was auch immer.
warum sich die ansichten ständig entleiben?
so starr und steinern wie dieses königspaar
hätten sie lieben
und liegen bleiben können!

namen, mit träumen versehen,
 bebildern deren müßige träger.
 werdende ältere, die sich entsinnen,
 dass bei all dem ärger,
 den vergangenem machte,
 ein sehnen bleibt nach all den figuren,
 die diese räume durchschritten,
 am fenster standen,
 um in den garten zu blicken,
 die handlungen sanft zu verfolgen.
 wo sind sie, die sie noch tragen?
 weiss, dorn im auge, der blick,
 wonach er jetzt sucht?
 sucht nach mehr, oder doch
 nach beruhigung, nicht mehr?
 die fernste stimme verstanden,
 besinnen sich auch die nahen, lauten,
 die die namen nachahmen,
 um sich in sätze nicht zu verstricken,
 sondern zu sondern
 und ahnen zu lassen,
 wie sie, anfang dem ast, immer geheissen.
 ja, wie sie lahmen,
 die heere der toten,
 die worte als hehre begriffe,
 als ob nicht jedes verwachsen
 dem hinkenden not tut,
 gleich dem ferneren blinken,
 das die nacht,
 zum beispiel als grosses wagen,
 haargenau wie die augen durchsticht.
 reicht das den sinnen?
 aufpflanzen sich ihre früchte,
 sich zu symbolen umoperierend,
 auf der suche nach irgendetwas.
 nichts, das mich anspie.
 trauerflor entzieht sich den heckenrosen,
 am weg nach hause prustet kinderlachen
 über sinnloses spiel mit anspielungen.

BENEDIKT LEDEBUR, geb. 1964 in München, studierte Theologie in Fribourg sowie Informatik und Philosophie in Wien, wo er lebt. Literarische Arbeitsgebiete: Lyrik, Essayistik und Literaturkritik. Zeitschriften-, Internet- und Audiobeiträge (u. a. für den ORF) sowie mehrere Buchveröffentlichungen, darunter „Poetisches Opfer“ (Ritter Literatur, Klagenfurt/ Wien 1998) und „Montaigne. Versuche der Selbstauflösung“ (Klever Verlag, Wien 2010).



Norbert Rath

DAS MOTIV DER ERINNERUNG IN HÖLDERLINS WENN AUS DER FERNE ...

„Charakter von Verstörtheit“

Theodor W. Adorno hat gegen Heideggers heroisierende und mythologisierende Deutung Hölderlins als Künster und Stifter auf das „Dunkle“ und Paradoxe in dessen Spätwerk aufmerksam gemacht. Unvereinbares bestehe unverbunden nebeneinander, Widersprüche seien nicht harmonisiert, sondern stehen gelassen.¹ Das Spätwerk Hölderlins behalte „als Ausdruck, den Charakter von Verstörtheit“². „Indem die Sprache die Fäden zum Subjekt durchschneidet, redet sie für das Subjekt, das von sich aus [...] nicht mehr reden kann.“ (S. 193) Adorno spricht von „Hölderlins Neigung, [...] Zeiten durcheinander zu schütteln, Entlegenes und Unverbundenes zu verbinden [...]“ (S. 194) Der Dichter gilt ihm, 100 Jahre vor Freud und Jung, als Stifter einer Methode freier Assoziation, des freien Flottierens des Sinns. Für Adorno „erschüttert in Hölderlin die dichterische Bewegung erstmals die Kategorie des Sinnes.“ (S. 194) Bei Roman Jakobson klingt dieser Befund so: „Hölderlins Sprache offenbart ein klassisches Beispiel der zerstörten dialogischen Kompetenz bei gleichzeitiger Unversehrtheit und sogar Steigerung der ausgeprägt monologischen Meisterschaft.“³ Detlef B. Linke sieht Hölderlin als einen bewusst Risiken auf sich nehmenden Forscher: „Hölderlin gestaltete sein Leben nicht nur wie ein Hirnforscher, sondern wie ein Forscher schlechthin, der auch mit der Liebe das Experiment wagte, dann aber einsehen mußte, daß dies frevelhaft war [...]“⁴

„Es ist kannibalisch“

Hölderlin hat Christoph Theodor Schwab vor einer zu intensiven Befassung mit dem Briefroman *Hyperion* gewarnt: „Als ich in seinem *Hyperion* las, sagte er vor sich hin: ‚Guck‘ nicht so viel hinein, es ist kannibalisch.“⁵ Inwiefern kann ein Buch „kannibalisch“ sein? Im Roman wird *Hyperion* durch seine lange Abwesenheit mitschuldig am Tode der von ihm geliebten Diotima. Suzette Gontard, so mag es der Autor des *Hyperion* gesehen haben, hat sich nach der erzwungenen Trennung (1798) in unerfüllter Liebe zum fernen Geliebten verzehrt, mit dem sie – als verheiratete Frau – nur noch heimlich über Briefe Kontakt halten konnte. Hat ihr Tod die gleiche Ursache wie der Tod der Protagonistin im *Hyperion*? Bekannte der Gontards haben den Dichter als Störenfried im friedlichen Gontardschen Haushalt und als Verführer einer bislang vorbildlichen Ehefrau betrachtet und ihm vielleicht sogar am Tod der Frau Gontard eine Mitschuld gegeben. Lili-enstern schreibt nach ihrem Tod über den Witwer Gontard: „Er hat viel verlohren die Menschen möchten sachen was sie wollen, und haben Sie auch nicht ganz so vergnügt gelebt als Sie es gesolt hätten, so weiß [ich] recht gut wer Dis auf seinem Gewissen hat –“⁶ Gemeint ist mit dieser Anschuldigung höchstwahrscheinlich Hölderlin.

Das Gedichtfragment *Wenn aus der Ferne ...* kann man als Schuldeingeständnis des Verfassers, der in der Logik des Gedichts der Angesprochene ist, und gleichzeitig als seine Apologie aus dem Mund der Geliebten lesen. Zugleich wird hier das Getrennt-Vereint der Liebesmythologie Hölderlins betörend ausgeführt.

„Wenn aus der Ferne, da wir g eschieden s ind,
Ich dir noch kennbar bin, die Vergangenheit
O du Theilhaber meiner Leiden!
Einiges G ute bezeichnen dir kann,

S o sage, wie erwartet die Freundin dich
In jenen Gärten, da nach entsetzlicher
Und dunkler Zeit wir uns gefunden?
Hier an den Strömen der heiligen Urwelt.

Das muß ich sagen, einiges Gutes war
In deinen Blicken, als in den Fernen du
Dich einmal fröhlich umgesehen
Immer verschlossener Mensch, mit finstrem

Aus sehn. Wie flossen Stunden dahin, wie still
War es in mir über der Wahrheit daß
Ich so getrennt gewesen wäre?
Ja! ich bestand es, ich war die deine.

Wahrhaftig! wie du alles Bekannte mir
In mein Gedächtniß bringen und schreiben willst,
Mit Briefen, so ergeht es mir auch
Daß ich Vergangenes alles sage.

Wars Frühling? war es Sommer? die Nachtigall
Mit süßem Liede lebte mit Vögeln, die
Nicht ferne waren im Gebüsch
Und mit Gerüchen umgaben Bäum' uns.

Die klaren Gänge, niedres Gesträuch und Sand
Auf den wir traten, machten erfreulicher
Und lieblicher die Hyacinthe
Oder die Tulpe, Viole, Nelke,

Um Wänden und Mauern grünte der Efeu, grünt'
Ein selbig Dunkel hoher Alleen. Oft
Des Abends, Morgens waren dort wir
Redeten manches und sahn uns froh an.

In meinen Armen lebte der Jüngling auf
Der, noch verlassen, aus den Gefilden kam,
Die er mir wies, mit einer Schwermuth,
Aber die Nahmen der selbten Orte

Und alles Schöne hatt' er behalten, das
An selbigen Gestaden, auch mir sehr werth
Im heimatlichen Lande blühet,
Oder verborgen, aus hoher Aussicht,

Allwo das Meer auch einer beschauen kann,
Doch keiner seyn will. Nehme vorlieb, und denk
An die, die noch vergnügt ist, darum,
Weil der entzückende Tag uns anschien,

Der mit Geständniß oder der Hände Druk
Anhub, der uns vereinet. Ach! wehe mir!
Es waren schöne Tage. Aber
Traurige Dämmerung folgte nachher.

Du seiest so allein in der schönen Welt
Behauptest du mir immer, Geliebter! das
Weist aber du nicht,⁷

Erinnerung als Medium einer Überwindung der Sterblichkeit

Diotima ist das redende Ich dieser magischen Verse. Sie spricht aus dem Schattenreich, in das sie vorausgegangen ist, zu ihrem Freund, der noch unter den Lebenden weilt. Das Gedicht fragt nach der Möglichkeit einer Verbindung über den Tod hinaus. Suzette Gontard war am 22. Juni 1802 nach kurzer schwerer Krankheit verstorben; ein letzter Brief von ihr an Hölderlin ist mutmaßlich von dessen Verwandten vernichtet worden. Die Nachricht von ihrem Tod kann ihn frühestens am 1. Juli 1802 erreicht haben. „Lieber Hölderlin!“ schreibt ihm Sinclair: „Der edle Gegenstand deiner Liebe ist nicht mehr, aber er war doch dein [...]. Und was ist größer und edler, als ein Herz, das seine Welt überlebt, und das, schon frühe, das Schicksal zu dem ernstesten Gefühl stimmt, in dem allein uns Leben, Frieden und Ewigkeit beschieden ist. Ich rede dir Muth zu mit unerschrockenem Herzen. Wie ich ohne alle Furcht bin, darf ich zur Liebe die Wahrheit reden. Am 22ten dieses Monats ist die G. gestorben an den Röcheln, am 19ten Tag ihrer Krankheit. [...] Sie ist sich bis zuletzt gleich geblieben. Ihr Tod war wie ihr Leben.“⁸

Hölderlin hatte Bordeaux und seine dortige Stelle als Hauslehrer Anfang Juni 1802 verlassen. Jedenfalls durchquerte er zu Fuß Frankreich, um zurück nach Deutschland zu gelangen. Im Gedichtfragment redet die bereits verstorbene Freundin den noch in der Welt umherirrenden Dichter an. Es ist ihr imaginiertes Abschiedsbrief, den er sich nun selbst schreiben muss. Sie fordert ihn auf, die Situation, in der er sich befindet, anzunehmen: „Oder verborgen, aus hoher Aussicht, / Allwo das Meer auch einer beschauen kann, / Doch keiner seyn will. Nehme vorlieb, und denk / An die, die noch vergnügt ist.“ Eine kaum glaublich erscheinende Vorstellung: Die im Tod Vorausgegangene teilt diesem Gedicht zufolge dem Geliebten mit, sie sei „noch vergnügt“. Wie kann das sein? Indem sie die Stunden des gemeinsamen Glücks zurückruft: „Weil der entzückende Tag uns anschien, / Der mit Geständniß oder der Hände Druk / Anhub, der uns vereinet.“ Dieser eine Tag des wechselseitigen Geständnisses der verbotenen Liebe wiegt alles andere auf. Zugleich aber drängt der Schmerz der erzwungenen Trennung zum Ausdruck: „Ach! wehe mir! / Es waren schöne Tage. Aber / Traurige Dämmerung folgte nachher.“ Schon in der ersten Strophe redet Diotima den Schreibenden an: „O du Theilhaber meiner Leiden!“ Er ist „Theilhaber“ nicht nur darin, dass er mitleidend an ihren Leiden teilhat, mit ihr und durch sie leidet, sondern ebenso in dem Sinn, dass ihm ein Teil dieser Leiden zugehört, da er selbst sie verursacht hat. Sogar die Trennung, gerade sie, steigert noch den Zusammenhalt, bestärkt die Verbundenheit der Liebenden, die auch am Ende beschworen wird: „Du seiest so allein in der schönen Welt / Behauptest du mir immer, Geliebter! Das / Weist aber du nicht.“ Mit dieser harten Fügung endet das Gedicht, es bleibt Fragment. Eine Steigerung über das bisher Gesagte hinaus ist vielleicht nicht möglich.

Es ist keine christliche Hoffnung, die sich hier äußert, nicht ein Wiedersehen am Jüngsten Tage wird beschworen, mit der Auferstehung aller Toten. Nein, im Hier und Jetzt der immergleichen Erinnerungen, um die dieses Gedicht kreist, ist die Geliebte gegenwärtig; sie spricht zum Dichter, und er hört sie und zeichnet ihre Worte auf. Es handelt sich um ein platonisches (Re-)Arrangement. Diotima, die Priesterin aus Platons *Symposion*, von der Sokrates gelernt hatte, was Liebe ist, spricht hier, und zugleich Suzette Gontard: „In meinen Armen lebte der Jüngling auf / Der, noch verlassen, aus den Gefilden kam, / Die er mir wies, mit einer Schwermuth, / Aber die Nahmen der seltnen Orte / Und alles Schöne hatt' er behalten.“ Hier wird, so scheint es, auf den Mythos von ‚Er‘, eines Boten aus dem Jenseits, der nicht vom Wasser der Lethe trinken musste, angespielt, der am Ende von Platons *Politeia* steht. Die Seelen werden, wie ‚Er‘ erzählt, nach dem Tode wiedergeboren; sie wählen ihren jeweils neuen Lebenslauf selbst aus. Platon lässt Sokrates

die Quintessenz aus dem Gesagten ziehen, in den letzten Sätzen der *Politeia*: Dieser Mythos könne „auch uns erhalten, wenn wir ihm Folge leisten.“ Wenn wir nämlich „daran glauben, daß die Seele unsterblich ist und daß sie die Kraft besitzt, alles Schlechte, aber auch alles Gute zu ertragen, dann werden wir uns allezeit an den Weg nach oben halten und auf jede Weise Gerechtigkeit und Besinnung üben, damit wir uns selbst und den Göttern befreundet sind, solange wir hier auf Erden weilen, und auch nachher“.⁹ Gerechtigkeit (im Sinne der Konzeption der *Politeia*) bzw. erinnernde Liebe (im Sinne Hölderlins) wirken noch über den eigenen Tod hinaus. Die Mythen teilen denen, die sie zu lesen und auf dem Hintergrund ihres eigenen Lebens zu deuten verstehen, ihre Wahrheit mit: „wie still / War es in mir über der Wahrheit daß / Ich so getrennt gewesen wäre? / Ja! ich gestand es, ich war die deine.“ Das bezieht sich wohl auf den Mythos des Aristophanes im *Symposion*: Ursprünglich gab es nur Kugelmenschen, aber Zeus hat sie alle auseinander geschnitten, als sie es wagten, sich gegen die Götter aufzulehnen. Seither sind alle zweibeinigen Menschen auf der Suche nach ihrer Ergänzung aus der ursprünglichen Kugelgestalt, und Liebe ist ihre Sehnsucht nach der verlorenen Hälfte ihrer selbst. „Es ist nun also seit so langer Zeit die Liebe zueinander den Menschen eingepflanzt; sie führt die ursprüngliche Natur wieder zusammen und versucht, aus zweien eins zu machen und die menschliche Natur zu heilen.“¹⁰ Erinnerung über Trennung und Tod hinaus als eine die Liebe bekräftigende und damit ein höheres Leben stiftende Macht, das ist die Hoffnung, die im Gedichtfragment *Wenn aus der Ferne ...* verborgen ist. Das freie Eingeständnis ist für diese Hoffnung unverzichtbar. Es hatte, als Liebesgeständnis, die Beziehung eingeleitet. Das offene Bekenntnis bleibt leitmotivisch für die Selbstdarstellung der Protagonistin: „Ja! ich gestand es, ich war die deine.“ Und noch einmal, in der nächsten Strophe: „so ergeht es mir auch / Daß ich Vergangenes alles sage.“ Das freie Herausagen reinigt von der Schuld des heimlichen Verhältnisses, des religiös und gesellschaftlich ‚unmöglichen‘ Ehebruchs, der für die Zeitgenossen ein Skandal blieb, nicht nur für den Ehemann Gontard und die Familie Hölderlins. Um so kühner, sich über jede Konvention erhebend, ist das offene Liebesgeständnis der Freundin: „In meinen Armen lebte der Jüngling auf.“ Mit ihrem Geständnis, und das ist entscheidend, übernimmt sie selbst die ‚Schuld‘ an der von der herrschenden Ordnung nicht erlaubten Liebesbeziehung. Sie ist „die Seine“ aufgrund einer mythischen Vorentschiedenheit.

Die Liebende, die den Aristophanes-Mythos des *Symposion* von der ursprünglichen Einheit und dem späteren fatalen Getrenntsein der Liebenden auf den Geliebten und sich selbst bezieht, rechtfertigt so den radikalen Bruch mit der Konvention, den eine bigotte Umgebung selbst nach ihrem Tod der ‚Sünderin‘ noch nicht verziehen hat. Hier soll älteres Recht gelten. Die Liebenden waren im Dunkel der Vorzeit vereint und werden „nach entsezlicher / Und dunkler Zeit“ sich wieder gefunden haben: „Hier an den Strömen der heiligen Urwelt“. Die Sehnsucht nacheinander bestimmte ihr Leben und wird, so die Botschaft des Gedichtfragments, noch ihr Leben nach dem Tod bestimmen. Das rechtfertigt den Verstoß gegen das bürgerliche Sittengesetz. Die Liebenden tragen sich in das vom Mythos vorgezeichnete Muster ein. Vor ihrer (Wieder-)Begegnung waren sie getrennt. Sie wagen es, einander wieder zu wählen, sich wieder zu vereinen. Der Tod selbst scheint erträglich zu werden durch die Hoffnung auf eine Wiedervereinigung, die im Leben nicht möglich war. So taucht die Geliebte in der Erinnerung des Geliebten als Fürsprecherin ihrer Liebe wieder auf. Sie erinnert daran, dass sein Klagen, „Du seiest so allein in der schönen Welt / Behauptest du mir immer, Geliebter!“ unberechtigt sei: „Das / Weist aber du nicht“. Sie ist ja noch da, ist noch um ihn, spricht zu ihm, lebt in seiner Erinnerung und nimmt ihm durch ihre Worte seine Mitschuld an ihrem Tod – so imaginiert er.

Die Unsterblichkeit, die die Literaturgeschichte zu vergeben hat, hat Hölderlin errungen. In diesem Gedicht sehnt er sich nach einer Unsterblichkeit, die ihn noch unter den Schatten mit der Geliebten (wieder-)vereinen soll. Ein Hinweis mag diese Ansicht stützen. Es ist die Abfolge von S und G (bzw. G und S), die in jeder Strophe von *Wenn aus der Ferne ...* vorkommt, in vielen mehrmals. Sie erinnert an den Namen S uzette G ontard.¹¹ Zugleich wehrt sich Hölderlin mit diesem Gedicht gegen den Vorwurf, er selbst sei im Grunde schuld am Tode der Freundin, indem er sie selbst vom schicksalhaften Gegebenen, von der Fatalität ihrer Liebe sprechen lässt.

Die Erinnerung an das wechselseitige Liebesgeständnis, so die Quintessenz des Gedichts, verbindet die von bereits jenseits des Grabes sprechende Frau und ihren noch durchs Leben irrenden Geliebten auf immer. In demselben Brief (vom 30. Juni 1802), in dem Isaak von Sinclair Hölderlin die Nachricht vom Tod der Suzette Gontard mitteilt, schreibt er, eher konstatierend als tröstend: „Du glaubtest an Unsterblichkeit, da sie noch lebte, du wirst gewiß itzt mehr denn vorher glauben, da das Leben deiner Liebe sich vom Vergänglichen geschieden hat.“¹² Im Gedichtfragment *Wenn aus der Ferne ...* wird Unsterblichkeit nicht als bloße Illusion betrachtet. Sie sei mehr als ein Wunschdenken der Überlebenden, die sich in Selbstmitleid, Sehnsucht und Trauer zu verlieren drohen. Die Fähigkeit der Erinnerung zu imaginieren, stellt – wenn auch vielleicht nur für eine gewisse Zeit – eine Art Unsterblichkeitsersatz dar. Die verlorene Person wird in zauberischer Weise heraufbeschworen, sie spricht zu dem, dem sie verlorenging. Sie macht ihm das freie Geständnis, eins mit ihm gewesen zu sein und noch zu sein, über Grab und Tod hinaus. Das mag die Fiktion gewesen sein, die dem Dichter helfen sollte, diesen Verlust und das Scheitern seiner groß gesteckten Ambitionen zu überwinden. „Und vieles / Wie auf den Schultern eine / Last von Scheitern ist / Zu behalten.“¹³

¹ Parataxis. Zur späten Lyrik Hölderlins. Vortrag von 1963. In: *Noten zur Literatur III*, Frankfurt am Main 1969, S. 156–209, hier: S. 159.

² Adorno (wie Anm. 1), S. 159; die folgenden Zitate dort S. 193f.

³ Jakobson u. a.: *Poesie der Grammatik und Grammatik der Poesie. Sämtliche Gedichtanalysen*, Bd. 2, Berlin 2007, S. 214.

⁴ Linke: *Hölderlin als Hirnforscher. Lebenskunst und Neurophysiologie*, Frankfurt am Main 2005, S. 164.

⁵ Friedrich Hölderlin: *Sämtliche Werke, Briefe und Dokumente. Bremer Ausgabe*, hrsg. von D. E. Sattler, München 2004, Bd. 12, S. 179. (Es handelt sich um eine Szene am 16. Januar 1841.)

⁶ Brief von Jakob Heinrich von Lilienstern an Ludwig Rüdert von Collenberg vom 6. Juli 1802, in: Friedrich Hölderlin: *Sämtliche Werke, Briefe und Dokumente. Bremer Ausgabe*, hrsg. von D. E. Sattler, München 2004, Bd. 9, S. 196.

⁷ *Sämtliche Werke*, Bd. 12 (wie Anm. 5), S. 28–30. Sattler datiert das Gedicht auf 1809. Roman Jakobson (wie Anm. 3, S. 225) datiert es gar erst auf den „Anfang der Zwanziger Jahre“; Beißner und Schmidt (Hölderlin: *Werke und Briefe*, Frankfurt am Main 1969, Bd. 1, S. 265f.) ordnen es unter den „spätesten Gedichten“ ein. – Terminus post quem ist wohl der 1. Juli 1802, weil Hölderlin frühestens zu diesem Zeitpunkt Sinclairs Nachricht vom Tod Suzette Gontards erhalten haben kann. Ich halte für durchaus möglich, dass der Entstehungszeitpunkt des Gedichtfragments schon in der zweiten Hälfte des Jahres 1802 oder im Jahr 1803 liegt.

⁸ Brief vom 30. Juni 1802 von Isaak von Sinclair an Hölderlin, in: *Sämtliche Werke*, Bd. 9 (wie Anm. 6), S. 193.

⁹ Platon: *Der Staat*. Eingeleitet von O. Gigon. Übertragen von R. Rufener, Zürich und München 1974, S. 520.

¹⁰ Platon: *Symposion*, in: Platon: *Meisterdialoge*. Eingeleitet von O. Gigon. Übertragen von R. Rufener, Zürich und München 1974, S. 132.

¹¹ Michael Franz hat darauf aufmerksam gemacht, dass in der 4. und 8. Zeile von *Du schweigst und duldest* ein doppeltes Anagramm der Anfangsbuchstaben des Namens von Suzette Gontard enthalten ist, vgl. M. Franz: *Die Anwesenheit von Diotima. Ein Briefwechsel*, in: Jakobson u. a. (wie Anm. 3), S. 239f. – Auch in der bald nach dem Erhalt der Todesnachricht in der ersten Hälfte des Juli 1802 entstandenen Hymne *Der Rhein* gibt es zahlreiche S-G- bzw. G-S-Anagramme.

¹² *Sämtliche Werke*, Bd. 9 (wie Anm. 6), S. 193.

¹³ Aus: *Mnemosyne*, in: Friedrich Hölderlin: *Sämtliche Werke, Briefe und Dokumente*, hrsg. von D. E. Sattler, München 2004, Bd. 11, S. 170.

NORBERT RATH ist Professor für Sozialphilosophie an der Fachhochschule Münster (Fachbereich Sozialwesen). Zu seinen Arbeitsgebieten gehören u. a. die Kulturtheorie und die Kritische Theorie.

**NACHDENKEN 1: GLÜCK. ANNÄHERUNG AN EINEN UNSTETEN ZU-
STAND. NACHDENKEN 2: OST UND WEST. HIMMEL UND ERDE
besprochen von Hermann-Josef Scheidgen**

Seit Juli 2003 findet im Kölner Café Libresso monatlich ein philosophischer Vortrag mit anschließender Diskussion statt. Zunächst hieß die Veranstaltung „philosophisches Café“, später wurde sie in „Philosophie im Libresso“ umbenannt. Es ist das Verdienst *Karin Farokhifars*, diese Veranstaltungen organisiert und betreut zu haben. Ihr ist es auch zu verdanken, dass zentrale Vorträge in der neu begonnenen Reihe „nachdenken“ im cmz Verlag, Rheinbach, herausgegeben werden. Die beiden ersten Bändchen sind unter den Titeln „Glück. Annäherung an einen unsteten Zustand“ und „Ost und West. Himmel und Erde“ veröffentlicht worden. Fachkundig werden die beiden ersten Bände vom weiteren Herausgeber *André Schütte* eingeleitet. Welche Funktion der als erste Herausgeberin fungierenden *Birgitta Fuchs* zukommt, wird dem Leser hingegen nicht deutlich.

Die Kulturcafés und Philosophischen Cafés haben eine lange Tradition. Sie entstanden zunächst in Wien, in Budapest und in Prag im Fin de siècle und in Paris in der Zeit der fünfziger Jahre des letzten Jahrhunderts, als die Existentialisten im Café de Flore am Boulevard Saint Germain ihre Diskussionen führten. Die Vortragsreihe „Philosophie im Libresso“ ist inzwischen zu einem festen Bestandteil des Kölner Kulturlebens geworden. Ferien kennt man dort nicht, denn auch im Juli und im August finden diese Matinéés statt.

„Glückes genug“, so lautet der Titel eines Klavierstücks von Robert Schumann. Dieses Motto erfüllt auch seinen Sinn, wenn man in diesen Tagen die Buchhandlungen auf diese Thematik hin durchstöbert, die Illustrierten daraufhin untersucht oder an die Themenwoche zum Glück von Mitte November im ZDF denkt. Wenn der erste Band von „nachdenken“ dennoch „Glück. Annäherung an einen unsteten Zustand“ heißt, so ist dies insofern ein Novum, weil sich hier ausschließlich Fachphilosophen zum Thema Glück äußern.

Wolfgang Schneider greift in seinem einleitenden und grundlegenden Essay genau die Themenstellung des ersten Bandes auf: „Glück, Annäherung an einen unsteten Zustand“. Der Autor bringt zunächst einen konzisen Abriss der Geschichte des Begriffs Glück von der antiken griechischen bis zur zeitgenössischen Philosophie. Dabei kommt für ihn bereits Aristoteles eine herausragende Stellung zu, da bei ihm Glück das Ergebnis menschlichen Handelns sei. Für Aristoteles existieren drei Formen der Glückseligkeit. Sie kann erstens in einem Genussleben bestehen, zweitens in einem öffentlichen politischen Leben und drittens in philosophischer Besinnung.

Maßgeblich gehört für Schneider das Scheiternkönnen zum Glück. Nicht ein Lust-Unglückskalkül oder eine Glücksökonomie machten das Glück aus, sondern der Umgang mit der eigenen Person, die immer auch scheitern könne. In einer Gesellschaft, die auf eine stetig steigende und universelle Bedürfnisbefriedigung ausgerichtet sei, gebe es hierfür jedoch keinen Platz. Die Hauptthese Schneiders lautet: Wer die Erfahrung des Scheiterns verdrängt, ist fundamentaler gescheitert als derjenige, der sich den Erfahrungen wie Schmerz, Trauer, Einsamkeit, Verzweiflung, Angst und Schuld stellt. Insbesondere sei der Mensch dieser Gefahr ausgesetzt, der versuche, sein Leben technisch zu planen. Letzten Endes sei Glück die Erfahrung einer Einheit mit sich, mit dem anderen, der Welt und dem Göttlichen.

Matthias Burchardt ist im ersten Band als Autor gleich zwei Mal vertreten. In seinem Beitrag „Leid und Leidenschaft im Labyrinth der Welt“ führt er aus, dass Liebe und Tod die Grundmomente des menschlichen Daseins sind, die alle Menschen miteinander verbinden. Auch provoziert er mit der Frage: Was wäre, wenn die Krankheit nicht defizitäres Mensch-Sein wäre, sondern Element der *conditio humana*? Wenn er in einem Bonmot behauptet, die schlimmste aller Krankheiten sei das Leben selbst, so mutet dies existentialistisch an.

Burchardt warnt davor, die menschliche Sexualität nur biologistisch zu interpretieren, da sie immer kulturgebunden sei. Ekstase und Geborgenheit in den Armen eines Anderen gebe dem Menschen als fragmentarischem Wesen eine kurze Zuflucht im Labyrinth der Welt. Jedem Glückhafte eine Ahnung von Unwiederbringlichkeit an.

Burchardts zweiter Essay steht thematisch fast diametral seinem ersten Aufsatz gegenüber. Er führt den Titel „Über das Genießen. Versuch einer anthropologischen Vergewisserung“. Insbesondere thematisiert er hier das Genießen als den Umgang mit Speise und Trank. Er plädiert für eine Lebenskunst und eine Kultur des Genießens. Mit dem Freiburger Heidegger-Schüler Eugen Fink weist er die bekannten Einwände gegen das Genießen zurück. Genuss sei demnach nichts Unmoralisches, sondern zeige vielmehr die Weltoffenheit des Menschen. Verzichte man auf Dauer auf das Genießen, werde man daher in seinem Menschsein beschnitten. Wer genieße, neige nicht zur Resignation, sondern nehme das Leben im Guten und im Schlechten an.

Einer Art Außenseitenthema widmet sich *Rita Molzberger* unter der Überschrift eines Nietzsche-Diktums: „Von der ‚Windstille der Seele‘“. In einer Zeit, in der allseits vom Burnout-Syndrom gesprochen wird, thematisiert sie philosophisch die „Langeweile“, die fast schon zu einem Fremdwort geworden ist; denke man nur an die zunehmende Überforderung vieler Arbeitnehmer, an das Ausgebranntsein von Managern und an die Überflutung der jüngsten Generation mit Computerspielen. Molzberger bemüht sich darum, dem scheinbaren Ärgernis der Langweile eine existenzielle Würde zu geben. Als Stimmung, aber auch als Zumutung müsse sie ernst genommen werden.

Molzberger rekurriert auf Sören Kierkegaard: Als Gott Adam erschaffen habe, sei es dem ersten Menschen langweilig gewesen. Daraufhin habe Gott Eva erschaffen. Molzberger stellt nun Kierkegaards Drei-Stadien-Lehre vor. Diese beginnt mit der ästhetischen Phase und es folgt die ethische. Am Ende steht das religiöse Stadium. Erst in diesem sei die Langeweile für den Menschen aufgehoben worden. Martin Doehlemann, so führt Molzberger aus, habe von einer kreativen Langeweile gesprochen. Sie sei eng mit der Muße verwandt; Doehlemann plädiere dafür, sich Zeit für die Zeit zu nehmen.

Einen herausragenden Beitrag liefert *Helmut Girndt*, indem er „Das höchste Gut im indischen und platonischen Denken“ thematisiert. Er legt dar, dass in der deutschen Romantik eine positive Wertung des indischen Denkens erfolgt sei, die in der wilhelminischen Zeit nicht mehr Beachtung gefunden habe. Hier habe man die Vorsokratiker als erste Philosophen angesehen. Einen besonderen Dialog zwischen europäischem und indischem Denken habe Johann Gottlieb Fichte geführt. Für Fichte sei das Ich wie für den Vedanta das *atman*, also dasjenige, was übrig bleibe, wenn man von allem Vorstellbaren absehe. Das höchste Ziel des westlichen wie des östlichen Denkens sei die philosophische Selbsterkenntnis. Die Erreichung des höchsten Gutes, wie z. B. Platon dies beschreibe, unterscheide sich im Wesentlichen nicht von der Erkenntnislehre der Upanischaden. Von den allermeisten europäischen Philosophen sei dies nicht verstanden worden. Als Beispiel führt Girndt Martin Heidegger an, der in seiner Arroganz hiervon niemals Kenntnis genommen habe.

Markus Wirtz überschreibt seinen originellen und kenntnisreichen Beitrag mit „Zweifeln, ohne zu verzweifeln. Über den autotherapeutischen Nutzen des Philosophierens“. Zweifeln gehöre selbstverständlich sowohl zur Religion wie zur Philosophie. Er unterscheidet dabei zwischen einem religiösen bzw. theologischen und einem philosophischen Zweifel. Die strenge Trennung von Religion und Philosophie, wie sie hier konstatiert wird, lässt sich jedoch nicht

nachvollziehen. Auf katholischer Seite zeigen z. B. die Enzyklika Johannes Pauls II. „Fides et ratio“ sowie die Schriften Joseph Ratzingers (Papst Benedikt XVI. em.) auf, wie sich philosophisches und theologisches Denken miteinander verschränken. Auf evangelischer Seite ergibt sich ein ähnliches Bild. Martin Luther stand der Philosophie zwar eher kritisch gegenüber und titulierte die Vernunft als Hure. Philipp Melancthon holte die Philosophie jedoch wieder in die theologischen Diskurse hinein. Außerdem stammten viele deutsche Philosophen aus evangelischen Pfarrhäusern. Dass sie ihren Glauben verloren haben, wie dies bei Friedrich Nietzsche der Fall war, muss eher als Ausnahme angesehen werden. Im Gegensatz zu Molzberger sieht Wirtz den Sprung vom ethischen zum religiösen Stadium bei Kierkegaard als Wahnsinn an. Doch gerade Kierkegaard hatte Hegels Philosophie, die alles auf den Begriff bringen will und in der die ganze Religionsgeschichte in seine eigene Religionsphilosophie mündet, scharf abgelehnt.

Den zweiten Band „Ost und West. Himmel und Erde“ eröffnet *Mohamed Turki* mit seinem „Plädoyer für einen intra- und interkulturellen Humanismus“. Der Autor fordert die Einrichtung globaler Institutionen, die den Zweck haben sollten, gemeinschaftlich und verbindlich die durch die Globalisierung entstandenen Problemlagen zu bewältigen. Ausgehend von der arabisch-islamischen und afrikanischen Philosophie zeigt er den Weg zu einem inter- und transkulturellen Humanismus auf. Turki weist nach, dass Samuel Huntington nur auf den ersten Blick mit seiner These vom „Kampf der Kulturen“ recht zu haben scheint. In den afrikanischen Konzepten der *Négritude* und in dem des *Ubuntu* sieht er einen Humanismus, der diese Spannungen durch Gemeinschaftsgefühl und Respekt gegenüber den anderen Gruppen beseitigen kann. Der arabisch-muslimische Humanismus geht sogar auf das 10. Jahrhundert zurück. In Al-Farabis Ethik der Glückseligkeit wird ein Konzept des friedfertigen Zusammenlebens der Völker und der Verschmelzung der Kulturen in der muslimischen Welt vorgestellt. Turki sieht im islamischen Fundamentalismus eine Gefahr, da er die positiven Werte des Islams zunichte mache.

Der Nestor der interkulturellen Philosophie, *Heinz Kimmerle*, wendet sich den „Grundfragen der afrikanischen Philosophie“ zu. Ähnlich wie Turki betont Kimmerle hier den Vorrang der Gemeinschaft vor dem Individuum. Im *Ubuntu*-Denken sei verankert, dass gutes Handeln der Menschen zu einer Kräfteharmonie der Gemeinschaft beitragen werde. In der afrikanischen Philosophie sieht er eine engere Verbundenheit von Moral und Ästhetik als in anderen Kulturen gegeben. Eine rein naturwissenschaftlich-materialistische Weltdeutung wird hier zurückgewiesen. Kimmerle setzt sich dafür ein, dass der afrikanische Animismus als sechste Weltreligion anerkannt wird. Er weist nach, dass der Tod, die Welt der Geister, aber teilweise auch die Reinkarnation zentrale Themen der afrikanischen Philosophie sind. Im afrikanischen Denken sei es eine Grundüberzeugung, dass die Welt der Geister zur Welt der lebenden Menschen gehöre. Vereinzelt, so bei den *Bambra* im heutigen Mali, existiere ein Glaube an die Wiedergeburt, in der der Verstorbene sich reinkarniere, sich jedoch ebenso in der unsichtbaren Welt der Geister aufhalte. Dies widerspreche, so Kimmerle, der klassischen europäischen Logik.

Der zweite Aufsatz von *Markus Wirtz* trägt die Überschrift „Himmel und Erde. Die Weisheit der klassischen chinesischen Philosophie“ und ist eine sehr gute, konzise Einführung in die antiken chinesischen Weltdeutungen. Er thematisiert die *Ying-Yang*-Philosophie, den Konfuzianismus, den Daoismus und den chinesischen Buddhismus. Hierbei stellt er insbesondere die Polarität von Himmel und Erde heraus. Während es in der europäischen Philosophie eher darum gehe, mittels der Dialektik eine solche Spannung aufzuheben, sei es das Ziel der chinesischen Philosophie, diese Pole in ein harmonisches Verhältnis zu bringen. Die chinesische Philosophie habe dieselbe Vorreiterrolle für Asien wie die Griechenlands für Europa. Im Gegensatz zur europäischen Philosophie sei sie eher eine Weisheitslehre, die sich an der Lebenspraxis orientiere, und antimetaphysisch ausgerichtet. Der Mensch werde hier immer im Spannungsfeld von Natur und Gesellschaft gesehen. Wirtz weist es entschieden zurück, mittels der Andersartigkeit der chinesischen Philosophie den ständigen Verstoß gegen elementare Menschenrechte zu legitimieren.

In seinem Aufsatz „Globalisierung als philosophischer Begriff“ stellt *Phillip Knobloch* die Frage nach der Orientierungskraft des Globalisierungsbegriffs in Zeiten nationaler Desintegration bei gleichzeitiger Individualisierung der Lebensstile. Hierfür zieht er Peter Sloterdijks Studie „Im Weltinnenraum des Kapitals“ heran. Sloterdijk unterscheidet eine kosmisch-uranische Globalisierung in der Antike von einer terrestrischen in der Neuzeit und von einer elektronischen in der Gegenwart. Gemeinsam mit Sloterdijk und dem argentinischen Philosophen Pedro Baquero Lazcano spricht Knobloch sich für eine geschichtsphilosophische Auseinandersetzung mit der Globalisierung aus. Bei seinem Blick auf Argentinien hat er insbesondere die Finanz- und Wirtschaftskrise von vor einem Jahrzehnt vor Augen. Nach Baquero Lazcano gefährdet die kulturelle Globalisierung die geistigen Kräfte seines Landes. Knobloch schließt sich nach seiner Untersuchung der These Sloterdijks von 2006 an: Die Hauptsache der Neuzeit sei nicht, dass die Erde um die Sonne, sondern dass das Geld um die Erde laufe.

Harbans L. Chandna stellt sich dem Thema „Gewalt und Religion“. Dabei will er herausarbeiten, inwiefern die Religionen für Intoleranz und Gewalt in Geschichte und Gegenwart verantwortlich sind. Der Verfasser schließt sich der These Jan Assmanns an, nach der die monotheistischen Religionen eher zur Gewalt neigen als der Hinduismus und der Buddhismus. Diese Sichtweise ist jedoch nicht unumstritten, man denke nur an die gewaltsame Ausbreitung des Buddhismus in Japan oder an die Vermischung von Hinduismus und Nationalismus in Indien. Chandna plädiert für einen interreligiösen Dialog, der Konsequenzen für die Lebenspraxis haben muss und das konkrete Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Religionszugehörigkeit ermöglichen kann. Auch stellt er sich den Fragen, inwiefern den Religionen eine Vermittlerrolle bei einem Weltfrieden zukommen kann und ob es eine Globalisierung der Religionen gibt. Der Autor befürwortet entschieden eine Verständigung unter den Religionen, die das Potential haben müsse, Frieden zu schaffen. Hierbei solle man sich stärker auf die Gemeinsamkeiten konzentrieren als auf die Unterschiede. Doch dürfe dies auch nicht zu einem blinden Synkretismus führen, der an einer Wahrheitsfindung gar nicht mehr interessiert sei.

Die beiden ersten Bände der Reihe „nachdenken“ sind vom Verleger Winrich C.-W. Clasen stilvoll illustriert und in einem handlichen Format erstellt worden. Ohne wissenschaftliche Kriterien aufzugeben, sind sie über die Fachwissenschaft hinaus auch für den interessierten Laien verständlich. Ein ausführliches Literaturverzeichnis sowie ein Namens- und ein Sachregister sind jeweils angefügt. Den beiden Bänden ist daher eine weite Verbreitung und eine große Leserschaft zu wünschen. Zum Nachdenken und Philosophieren in Kalmenzonen und auf einsamen Inseln sind sie bestens geeignet.

nachdenken 1: Glück. Annäherung an einen unstillen Zustand. Herausgegeben von Birgitta Fuchs, Karin Farokhifar und André Schütte, cmz Verlag, Rheinbach 2012, ISBN 978-3-87062-136-0, 128 Seiten, 15 Euro.

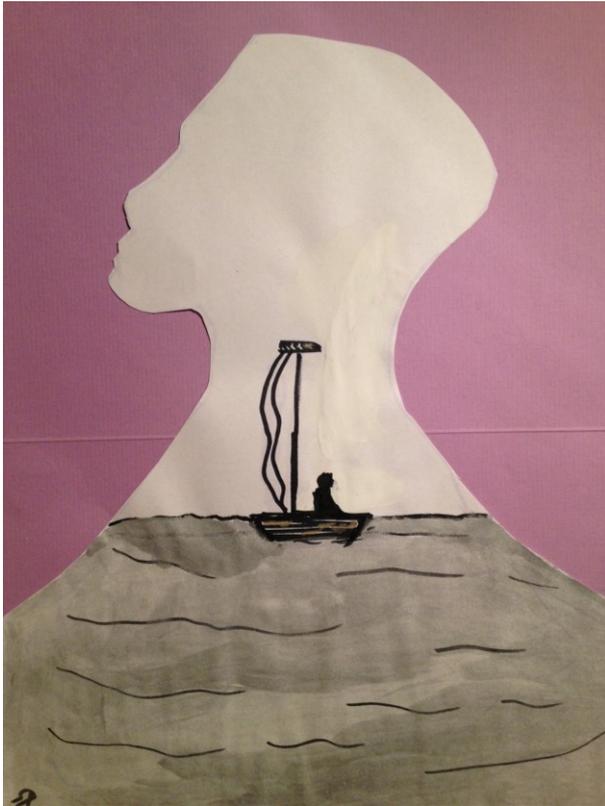
nachdenken 2: Ost und West. Himmel und Erde. Herausgegeben von Birgitta Fuchs, Karin Farokhifar und André Schütte, cmz Verlag, Rheinbach 2013, ISBN 978-3-87062-142-1, 160 Seiten, 17,50 Euro.

HERMANN-JOSEF SCHEIDGEN ist Privatdozent für Kirchengeschichte und lebt in Köln. Er lehrt Kirchengeschichte sowie Geschichte und ihre Didaktik an den Universitäten Bonn, Köln und Wuppertal. Zwischenzeitlich hatte er auch einen Lehrauftrag für Philosophie inne. Er ist Mitbegründer der Gesellschaft für Interkulturelle Philosophie und der Max Scheler Gesellschaft sowie Mitherausgeber der Studien zur Interkulturellen Philosophie. Zahlreiche wissenschaftliche Veröffentlichungen.

themenschwerpunkt
Windstille

Herman Melville

WINDSTILLE (Kapitel 2 des Romans „Mardi“) übersetzt von Rainer Maria Gassen



David Stechern: Windstille (2013).

Tags darauf herrschte Windstille, die meine Ungeduld mit dem Schiff nur verschlimmerte, und obendrein erinnerte sie mich mit gewissen namenlosen Assoziationen an meine damaligen Eindrücke, als ich, die Landratte, zum ersten Mal Zeuge dieses Phänomens der Ozeane wurde. Jene Eindrücke mögen wohl eine Seite rechtfertigen.

Für eine Landratte ist eine Windstille kein Scherz. Sie dreht ihm nicht nur den Magen um; sie verwirrt auch seine Sinne; sie führt ihn in die Versuchung, seinem Glauben an die ewig herrschende Kraft der Dinge abzuschwören; kurz gesagt, fast macht sie ihn zu einem Ungläubigen.

Zunächst überrascht sie ihn, der sich nie hätte träumen lassen, dass es einen Zustand des Seins gäbe, in dem das Sein selbst ausgesetzt erscheinen könnte. Er schüttelt sich in seinem Mantel, um sich zu vergewissern, ob er überhaupt noch darin steckt oder schon nicht mehr. Er schließt die Augen, um die Wirklichkeit der durchsichtigen Weite zu prüfen.

Er atmet tief ein – sozusagen als Experiment –, bloß weil er sich des Effekts vergewissern will. Als Bücherwurm fällt ihm Priestleys

Buch über die Notwendigkeit ein; und er glaubt an diesen alten Sir Anthony Absolute bis hin zum allerletzten Kapitel. Malte Brun jedoch beginnt er zu misstrauen, weil die Geographie, der er seit seinen Kindertagen rückhaltlos vertraut, ihn immer davon überzeugt sein ließ, dass das Meer, auch wenn es sich über den gesamten Globus erstreckt, dennoch immer irgendwo von Land begrenzt ist. Dass jenseits von Amerika zum Beispiel Asien ist. Es herrscht aber Windstille, und er wird ganz fürchterlich skeptisch.

Seiner alarmierten Vorstellungskraft erscheinen die Breiten- und Längengrade gewiss nur noch als das, wofür sie geschaffen worden sind: imaginäre Linien, die um die Erde gezogen worden sind.

Das Logbuch vergewissert ihn zwar, dass er sich an einem solchen Ort befindet; das Buch jedoch lügt ihm ins Gesicht, weil es gar nicht möglich ist, in dieser Wasserwüste auf einen Ort oder auch auf ein Ding zu stoßen, dem eine örtliche Längs- oder Querwinkligkeit eigen wäre.

Schließlich wird er von schrecklichen Zweifeln befallen, ob der Kapitän überhaupt fähig ist, sein Schiff zu steuern. Der Dummkopf muss sich verirrt haben, und wir wurden in die äußersten Bezirke der Schöpfung getragen, in die Gegend der immerwährenden Flaute, in den Vorhof einer positiven Leere.

Gedanken an die Ewigkeit machen sich breit in ihm. Ängste um seine Seele beginnen an ihm zu zerren.

Die Ruhe während der Windstille ist furchtbar. Seine Stimme wird ihm fremd und unheil-schwanger. Er spürt sie in sich, als hätte er etwas verschluckt, das seine Speiseröhre nicht pas-sieren kann. Sie ist ein beständiges, aber ungewolltes inneres Summen, als wäre sie ein lebendi-ger Käfer. Seine Schädeldecke ist eine Kuppel, voller umherirrender Laute. Die Hohlräume seiner Knochen sind wie raunende Laufgänge. Aus schierer Angst, es könnte ihn betäuben, wagt er nicht, laut zu sprechen; wie der Mann in der Basstrommel.

Schlimmer als alles andere ist aber die Einsicht in seine vollkommene Hilflosigkeit. Da gibt es weder Hilfe noch Mitgefühl, und es nutzt auch nichts zu bereuen, dass er an Bord gegangen ist. Nichts vermag ihm die letzte Genugtuung seiner Verzweiflung schmackhaft zu machen, und vergeblich die Vorstellung, er könnte die Windstille tatenlos überstehen. Wenn er kann, mag er schlafen oder sich bewusst die wilde Idee einreden, er frönte lediglich dem Müßiggang. Dies alles mag er aushecken, aber faulenzeln kann er nicht, Faulenzen hieße ja, die Hände in den Schoß zu legen, was allerdings hieße, es gäbe einfach nichts zu tun, wenn doch die Windstille durchzustehen ist: genug sich drum zu kümmern; weiß der Himmel.

Seine Physis, die offenkundig für Bewegung geschaffen ist, wird zur Anspannung, weil er dort steckenbleibt, wo die Windstille ihn zurücklässt. Sogar seine unbezweifelbar garantierten Rechte, seine glorreiche Freiheit des Wollens wird nichtig. Wozu auch? Gehen will er: sich der Windstille entziehen: an Land wüsste er, sich der Plage zu entledigen. Er kann es aber nicht, und wie dumm von ihm, sich Gedanken zu machen, wo es Abhilfe gäbe. Es ist noch hoffnungsloser als eine missglückte Ehe in einem Land, in dem es keine Scheidungsrichter gibt. Er ist verheiratet mit dem Schiff im Guten wie im Bösen, so bei Windstille wie im Sturm, und wird es einfach nicht los. Es baut sich vor ihm auf, und wie die alte Vettel zum Zwerg sagte, lässt es ihn höhnisch wis-sen, er müsse sich schon selbst weiterhelfen.

All dies und noch viel mehr ist die Windstille.

Herman Melvilles (1819–1891) Roman „Mardi“ erschien erstmals 1849. Für diese Übersetzung benutzte Textausgabe: Herman Melville, *Mardi and A Voyage Thither* (The Writings of Herman Melville. The North-western-Newberry Edition 3), Evanston/ Chicago 1970, Kapitel 2, S. 9f. Berücksichtigt wurde die deutsche Erstausgabe: Herman Melville, *Mardi und eine Reise dorthin*. Übersetzt und kommentiert von Rainer G. Schmidt, 2 Bde., Hamburg/ Bremen 1997 (2. durchgesehene Aufl.), hier Bd. 1, S. 20–22 und 501 (Kommen-tar). – Erläuterungen: Priestleys Buch: Joseph Priestley, *The Doctrine of Philosophical Necessity Illustrat-ed*, London 1777. Sir Anthony Absolute: eine der Hauptgestalten in der Komödie „*The Rivals*“ von Richard Brinsley Sheridan (1775). Malte Brun: Conrad Malte-Brun, eigentlich Malthe Conrad Bruun (1775–1826), dänisch-französischer Geograph; Hauptwerk: *Précis de la géographie universelle*, 8 Bände, Paris 1810–1829. Die Vettel und der Zwerg sind möglicherweise eine Anspielung auf Wilhelm Hauffs Märchen „Zwerg Nase“ (1826).

RAINER MARIA GASSEN, geb. 1946 in Koblenz, ging in Deutschland und England zur Schule, studierte Anglistik in England und Germanistik in Deutschland und war Lehrer in England, Indien und den Rhein-landen. Literarischer Arbeitsschwerpunkt: Lyrik. Zuletzt erschienen: „Wegpfennige. Sonette“ (Free Pen Verlag, Bonn 2013).



Treibende Braunalgen auf der tiefblauen Sargassosee.

Ulrich Bergmann

DREI GEDICHTE

WINDSTILLE

der stein wird immer schwerer
den ich schiebe
immer kleiner werde ich

du musst den stein nur wechseln

aber ich hänge an meinem stein
so leicht
kann ich mich nicht überlisten

LIEBESMEER

Cuxhaven-Sahlenburg, 2.5.2009

Du siehst in Duhnen weit übers Watt
aufm Deich überm Strand aufm Deich
und wirst vom Schauen, vom Schauen nicht satt
aufm Deich überm Strand aufm Deich

Nur Schlick sieht dein Auge im Watt von Duhnen
vorm Strand unterm Deich vorm Strand
nur Schlick, nichts als Schlick ist zwischen den Buhnen
vorm Strand unterm Deich vorm Strand

Wattwürmer, Muscheln im Wellsand graubraun
im Watt unterm Himmel im Watt
du kannst bis zum Horizont Umbra schau
im Watt unterm Himmel im Watt

Schau, da liegt England und da oben wohnt Gott
überm Schlick im Himmel überm Schlick
Siehst du da hinten den großen Pott
hinterm Schlick am Himmel hinterm Schlick

Auf einmal, du merkst es kaum, kommt die Flut
übers Watt an den Strand unterm Deich
und du hörst dich rufen Nun ist es gut
übern Strand übers Watt aufm Deich

Und endlich weißt du Es gibt nur mich
und die Flut, den Deich und das Nichts ...
und die Liebe! Du träumst Ich liebe dich
nur dich, nur dich – und sonst nichts!

SCHÄDELRAKETEN

ich seil mich ab
erfinde mich
mit schreibender zunge
steig hinab zu mir
falle ins netz

haut will platzen
unsterblichkeit komm her
schlag mich

zucker jetzt zucker
sanft geworfen aus der mitte des zimmers da
von dir
im bogen schwebt kristall
sprüht kleine schweife

ich atme schwarzes mehl
der ganze körper denkt sich prall
die beine lachen die arme aus
mir geht es gut

da fliegen lauter kleine löffel aus dem mund
lauter kleine raketen und
kratzen das fell der welt
die macht einen buckel
in der sonne

dann
steigt der kopf
aus dem körper wieder
in die öffentliche haut

fare well

ULRICH BERGMANN, geb. in Halle an der Saale, studierte Germanistik und Geschichte an der Universität Bonn und war als Gymnasiallehrer tätig. Er ist Mitherausgeber der Literaturzeitschrift „Dichtungsring“ und Redakteur des Internet-Kulturmagazins „Philotast“. Zahlreiche literarische Veröffentlichungen. Jüngst erschienen ist sein Roman „Doppelhimmel“ (Free Pen Verlag, Bonn 2013). Mehr unter www.ulrichbergmann.de.

Kerstin Preiwuß

DREI GEDICHTE

I

die windsbraut schläft in mir ein
schaukelndes embryo in jeder ohrmuschel
wie beruhigt mich dass sie sich bewegt
ich bin gut aufgehoben egal was in mir tobt
die windsbraut hat sich in mein ohr gelegt

übers jahr ist es umgekehrt
der wind schläft draußen mit mir
der wind ist draußen
ich bin allein

so klingt verlassenheit
ich weiß dass das ein mythos ist
was in mir tobt bin ich

II

das ist der winter
jeder baum ein schneegesteck
jeder ast eine korallenhand
ein blatt wie ein löwenkopf
dreht sich leicht um ein vogelnest

der löwe lauert seinem sternbild auf
ein ast fährt die krallen aus
schnee liegt auf allem
wind geht durch die korallen

III

höre
etwas häutet sich
und steigt hinauf
nach und nach legt es sich
die äste greifen danach

höre
das kommt von den gewässern
ich flüstere es mir zu
dann sprech ich es nach
luft steigt immer empor
erst ist sie wund dann wind

höre
da ist eine brache in mir
aber das bedeutet nur
ich hab mir etwas gebrochen
was wieder heilen wird
das ist alles was geschieht

höre
ich weiß dass ich in die luft gehen kann
wie eine blutspur im schnee
wenn es taut tut es nicht weh

höre
alle welt sagt noch geht der wind
ebenso erhebt er sich
er legt sich auch nieder
die sprache bekommt dann ein kind

höre
was ich denke ist ein weizenfeld
was ich fühle der wind
ich bin ein weizenfeld
durch das august geht
august und wind

KERSTIN PREIWUSS, geb. 1980, lebt und arbeitet in Leipzig. Sie war bis 2012 Mitherausgeberin der Literaturzeitschrift „Edit“. Literarische Arbeitsgebiete: Lyrik, Prosa und Essayistik. Sie wurde mit mehreren Stipendien und Preisen ausgezeichnet, u. a. mit dem Mondseer Lyrikpreis (2012). Nach ihrem lyrischen Debütband „nachricht von neuen sternen“ (Connewitzer Verlagsbuchhandlung, Leipzig 2006) erschien 2012 „Rede. Gedichte“ im Suhrkamp-Verlag, Berlin.

Ana de la Trinidad

SONETO XIV: CÓMO MI LENGUA TORPE, ENMUDECIDA ...

¿Cómo mi lengua torpe, enmudecida,
metida en alto mar de amor profundo,
sin entender la causa en que me fundo
hablará de su alteza desmedida?

Hallo mi navecilla sumergida,
y si la orilla busco, más me hundo,
que no hay lenguaje o nombres en el mundo
a que compare cosa tan subida.

¿Quién dijera que un Niño de hoy nacido
mi baja musa hace perder de vuelo?,
¿mas, qué mucho si en su ser infundido

tiene el objeto de un amor sin suelo?
Más queda inaccesible y escondido
cuanto más le descubre el mortal velo.

*Wie soll der Mund, bis zum Verstummen träge,
Auf hohem Meer über des Liebens Klüften,
Ohne Begriff von ihr, die mich begründet,
Von der Ursache in ihrer Hoheit sprechen?*

*Mein Schiffelein überrollen schon die Wellen,
Und tiefer sinkt es nur, such' ich die Küste;
Wo wär' die Sprache, die den Namen fügte,
Einer so erhabnen Sache zu ähneln?*

*Wer dächte, daß ein neugebornes Kind
Die Muse, allzu niedrig, flügellahm macht?
Jedoch kein Wunder: wenn zuinnerst fließt,*

*Worin sich eine Liebe ohne Maß faßt;
Der Gott, der umso mehr sich sperrt und birgt,
Je mehr ihn unser Sterbstoff offenbart hat.*

ANA DE LA TRINIDAD OCD (Ana de Arellano y Navarra, 1577–1613), religiöse Lyrikerin des Siglo de Oro, deren Werk im weiteren Sinne Teil der spanischen Mystik ist. Sie gehörte dem Orden der Unbeschuhten Karmelitinnen an, also dem von Teresa von Ávila (1515–1582) reformierten Zweig des Karmelitenordens. Für diesen Beitrag benutzte Textausgabe: Tomás Álvarez, 19 sonetos de una poetisa desconocida. La Carmelita Ana de la Trinidad del Carmelo de Calahorra, in: Monte Carmelo (Burgos) 100 (1992), S. 241–279. Die Übertragung ins Deutsche stammt vom Hrsg. der vorliegenden Zeitschrift. Eine Einführung in Anas Leben und Werk und dessen Eigenart bietet Jesús Fernando Cáseda Teresa, La poesía mística de Sor Ana de la Trinidad, in: Kalakorikos 1 (1996), S. 85–94 (als PDF verfügbar auf: <http://dialnet.unirioja.es/servlet/-revista?codigo=831>), der auch auf *Cómo mi lengua torpe, enmudecida ...* eingeht (S. 90f.). Weiteres von und über Ana de la Trinidad in Heft 2 der [kalmenzone](#) (S. 11f.).

MARTHA HAT IHREN EIGENEN CHARME

Sr. Anna Schenck CJ im Gespräch über Windstille, Kontemplation und ihren Platz im postmodernen Alltag

Schwester Anna, zunächst möchte ich mich für die Gesprächsbereitschaft bedanken – und führe hier auch gleich das Du als Anrede zwischen uns ein: Wir kennen uns seit sehr langer Zeit, noch aus Studienzeiten. Du bist nun schon seit mehreren Jahren Ordensschwester in der Congregatio Jesu: auch wenn die Gründungsgeschichte eures Ordens komplex ist, gewissermaßen das weibliche Pendant zu den Jesuiten. Es handelt sich jedenfalls nicht um eine Gemeinschaft von Nonnen, wie man sich das vielleicht so vorstellt: Erstens ist der Habit bei euch fakultativ und wird alles in allem selten getragen – das kann man doch so sagen, oder? Unter den jüngeren Schwestern ist es nicht mehr üblich, ihn zu tragen, ja.

Und zweitens handelt es sich nicht um einen klausurierten Orden, wie es z. B. die Benediktinerinnen sind; sondern die Congregatio Jesu versteht sich als apostolischer Orden. Was macht das apostolische Element in eurer Lebensform aus?

Wichtig für unsere Ordensgemeinschaft ist, daß unser Schwerpunkt auf der Sendung, auf dem Apostolat liegt. Das heißt, daß wir uns gesandt wissen, in der Kirche von heute und der Gesellschaft von heute Gott und den Menschen zu dienen. Und diesem Sendungscharakter ist dann eben vieles untergeordnet oder muß dem angemessen gestaltet werden. Das betrifft insbesondere das Gemeinschaftsleben, aber auch das Gebetsleben: Wir haben, anders als andere Ordensgemeinschaften, kein gemeinsames Stundengebet; sondern wir versuchen, kontemplativ in der Aktion zu leben.

Außer den drei klassischen, seit ganz alter Zeit überlieferten Gelübden: Armut, Keuschheit und Gehorsam – gibt es dann bei euch auch noch ein viertes, das der Sendung.

Ja, das ist der Sendungsgehorsam gegenüber dem Papst; und damit eben noch einmal die klare Verankerung der Bereitschaft, dorthin zu gehen, wo ich in der weltweiten Kirche gebraucht werde.

Sendung ist ein sehr gutes Stichwort für unseren Themenschwerpunkt. „Windstille“ ist mit „Sendung“ augenscheinlich nicht zu vereinbaren, aber gerade deshalb wird es hier, so hoffe ich, interessant: Man stelle sich den Apostel Paulus auf Missionsreise vor, wie er auf einem Schiff sitzt und das nicht fahren kann, weil der Wind nicht bläst. Das wird von ihm allerdings nicht berichtet, und soweit ich sehe, du kannst mir da natürlich gerne widersprechen, ist die Windstille überhaupt kein zentrales biblisches Motiv. Am ehesten findet man es wohl in bedeutsamer Weise, nicht nur beiläufig, in der Geschichte vom Seesturm (Mt 8,18.23–27; Mk 4,35–41; Lk 8,22–25; vgl. Mt 14,22–33; Mk 6,45–52; Joh 6,16–21): Christus rettet die Jünger nicht nur aus dem Sturm auf dem See Genezareth, sondern die Windstille, die er dann gebietet, entspricht auch seinem Schlaf im sturmgeschüttelten Boot. Daß es in dieser Perikope nicht zuletzt um Gottvertrauen geht, wird sogar explizit gesagt, denn Christus tadelt die Jünger für ihren Mangel daran, für ihren Un- oder Kleinglauben. Aber ansonsten – bin ich nicht recht fündig geworden. Wie sieht es bei dir aus, vielleicht auch mit Blick auf die weitere christliche Tradition?

Ich würde zustimmen, daß die Windstille kein klassischer Topos der christlichen Überlieferung oder eben auch der Bibel ist; allerdings bin ich auch keine Bibelwissenschaftlerin. Wenn, dann geht es eher um Einsamkeit, um Rückzug, um die Stille in sich.

Auch die Windstille als negative Erfahrung findet sich da offenbar nicht – vielleicht wegen der Möglichkeit der Ruderschiffahrt in der Antike. Für die Seeleute, die den vor Gott flüchtenden Jona über Bord werfen und damit den Sturm stillen (Jona 1,15), ist das jedenfalls die Rettung; entsprechend für die Jünger auf dem See. Ganz anders ist es in unserer Alltagserfahrung: „Stillstand ist Rückstand“, wird postuliert; auch in der Umgangssprache ist die „Flaute“ ein Zustand, den man sich zumindest nicht wünscht.



Schale mit Jonaszenen (Nordafrika, 2. Hälfte des 4. Jh. n. Chr.).

Man würde in der geistlichen Tradition wohl weniger von „Stillstand“ sprechen als von „Innehalten“ und „Rückzug“. Damit bekommt das Bild von der Flaute, der Windstille eine ganz andere Konnotation: nämlich die, im Getriebe menschlichen Lebens, unseres Tuns, unserer Beziehungen, möglicherweise auch unseres Alltags innezuhalten und sich seiner selbst, seines Weges, vielleicht auch seines Fundamentes in Gott zu vergewissern. Diese andere, positiv besetzte Begrifflichkeit kommt, so glaube ich, daher, daß die geistliche Tradition letztlich eine andere Auffassung davon hat, was da passiert.

Aber kann es nicht gute Gründe geben, sehr negativ von der Flaute, vom Stillstand zu sprechen? Der Mensch ist offenbar doch ein Bewegungswesen: Herman Melville z. B. schreibt in „Mardi“ etwas dazu (siehe S. 30), und neulich habe ich in der Zeitung gelesen, der Körperbau des Menschen sei für etwa 20 Kilometer Fußweg am Tag ausgelegt, was dann bei unseren heutigen Lebensgewohnheiten zu Problemen führt. Könnte das nicht auch heißen, die Vita Contemplativa als Lebenskonzept und insbesondere ein Klosterleben in Klausur ist den meisten Menschen unangemessen, nur die An-

gelegenheit religiöser Virtuosen, wie Max Weber in etwas anderem Zusammenhang formuliert hat?

Ich würde durchaus zustimmen, daß Leben Bewegung ist: Unser Atem ist Bewegung, unser Herzschlag ist es ebenso. Wir sind von unserer Physis her in Bewegung, und wenn es keine Bewegung mehr in unserem Körper gibt, sind wir tot. Ja, Bewegung ist schon eine Grundgegebenheit der menschlichen Existenz. Gleichzeitig bedeutet das für mich und für andere Menschen sicherlich nicht zwingend, immer im physischen Sinne den Ort zu wechseln – und schon gar nicht, im Sinne von „Stillstand ist Rückstand“, immer aufwärts zu gehen, eine ausschließlich positive Entwicklung zu durchlaufen. Was das Leben in der Klausur eines Klosters betrifft: einerseits ist es natürlich eine radikale Abwendung von dieser Welt und auch dem üblichen Leben in dieser Welt; ich würde aber sicherlich nicht sagen, daß es an sich der menschlichen Natur widerspricht. In benediktinischen Klöstern ist der Leitspruch bekanntlich „Ora et labora“. Alle kontemplativen Gemeinschaften sind darauf angewiesen, ihren Lebensunterhalt zu erwirtschaften, in der Regel durch handwerk-

liche Tätigkeit. Eine mir gut bekannte Benediktinerin ist im Klostergarten tätig: Die läuft keine 20 Kilometer, aber ich kann mir vorstellen, daß sie abends anders erschöpft ist, als wenn ich von meinem Schreibtischjob nach Hause komme. Von daher gibt es im Kloster nicht weniger körperliche Tätigkeit. Und wir können unseren Körper und die Bewegung in das Gebetsleben einbeziehen.

In der christlichen Tradition gilt die Vita Contemplativa ja im Vergleich zur Vita Activa sogar als „das bessere Teil“, das der Mensch erwählen sollte.

Aus der Tradition ist uns diese Wertung durchaus bekannt, ja. Sie wird in Verbindung gebracht mit der Geschichte vom Besuch Jesu bei den beiden Schwestern Martha und Maria (Lk 10,38–42). Nun schreibt aber ausgerechnet Teresa von Ávila, die große Reformatorin des Karmelitenordens, in einem Text mit einer sehr hohen Wertschätzung von Martha. Das würde man nicht erwarten, aber sie legt gerade den Fokus darauf, daß wir uns manchmal sehr danach sehnen, in die Rolle der Maria zu schlüpfen, aber daß Martha nicht nur ihre Berechtigung hat, sondern auch ihren ganz eigenen Charme. Von daher tue ich mich sehr schwer damit, diese Wertung nachzuvollziehen.

Daß es verschiedene Berufungen gibt, ist, denke ich, spätestens seit den Paulusbriefen in den Strom christlichen Denkens aufgenommen: also die verschiedenen Gnadengaben. Welche konkreten persönlichen Voraussetzungen gehören dann – auch wenn man das nicht immer so antizipieren kann – zu einer gelingenden Vita Contemplativa?

Also, zu den Voraussetzungen zählt sicherlich eine gewisse psychische Stabilität und psychische Gesundheit, die, soweit ich das aus meiner Lebensform heraus überhaupt beurteilen kann, Voraussetzung für verschiedene geistliche Übungen ist. Denen, die glauben, sie könnten sozusagen vor ihren Problemen davonlaufen, indem sie sich in die Stille oder in die Einsamkeit zurückziehen, würde ich antworten, daß das jedenfalls keine Lösung ihrer Schwierigkeiten ist. Dann auch die Beziehungs- und Gemeinschaftsfähigkeit: sie steht beispielsweise in der benediktinischen Tradition durchaus am Anfang und nicht am Ende

des Weges. Diese Lebensform setzt ja auch eine große Beziehungsfähigkeit in der Beziehung zu Gott voraus, und da hilft mir oft die Gemeinschaft, helfen die zwischenmenschlichen Beziehungen, das eben einzuüben und letztlich zu leben. Schließlich eine gewisse Grundberufung, ein Hingezogensein zu diesem Leben in der Stille und im Gebet, vielleicht auch eine bestimmte Neigung zu diesen Gebetsformen – sind sicherlich auch wichtig, um diesen Weg gehen zu können.

Wieweit kann man sich deiner Meinung, deiner Erfahrung nach in eine solche Lebensform einüben – auch solche Menschen, die mitten in der Welt stehen?

Ich bin eine große Verfechterin davon, hier nicht von einem Entweder – Oder zu sprechen. Natürlich gibt es bestimmte Lebensformen, die das eine oder das andere in den Vordergrund stellen. Aber so wie es in meiner Ordensspiritualität heißt, daß wir im aktiven Tun kontemplativ sein wollen und in unserer Kontemplation auch die Sendung eine große Rolle spielt, denke ich, geht es auch immer wieder darum, sich zwischen diesen beiden Polen zu bewegen und dafür ein gutes Gleichgewicht zu finden. Dazu können natürlich Auszeiten, Zeiten der Stille, Zeiten, in denen ich mich ein Stück weit einlasse auf ein Leben im Kloster oder auf geistliche Übungen, hilfreich sein. Aber es gibt sicherlich auch andere Möglichkeiten, zum Beispiel in der Natur, zur Ruhe zu kommen, die Sinne zu stärken, in eine andere Wahrnehmung zu kommen; und auch das können erste Schritte auf diesem Weg sein.

Wir wollen nicht die ganze Zeit über Ordensgemeinschaften sprechen, denen du gar nicht angehörst und die du eben nicht aus jahrelanger eigener Lebenspraxis kennst. Trotzdem: Eine gewisse Frustrationstoleranz und die Fähigkeit, wirkliche Krisen durchzustehen – gehört die nicht auch zum kontemplativen Leben? Es gibt beispielsweise in der spanischen Mystik den Begriff der „Trockenheit“: ein Zwischenzustand als Teil des kontemplativen Lebensweges, der nicht sofort am Anfang gegeben ist, ein gewisses Unbefriedigtsein von den Dingen der Welt, aber auch vom Gebet und geistlichen Übungen. Und das sind ja dann Erfahrungen, die eine tiefe Unzufriedenheit erzeugen könn-

ten und die durch irgend etwas anderes aufgefangen werden müssen. Deshalb noch einmal die Frage: Frustrationstoleranz, auch die Fähigkeit, mit Krisen oder Zeiten des Wartens, sozusagen der Windstille umzugehen – sind das nicht ebenfalls Voraussetzungen kontemplativen Lebens?

Das gehört sicherlich zu einem geistlichen Leben; es gehört nach meiner Meinung aber auch zu unser aller Leben. Das sind ja durchaus Begriffe, die in der Psychologie eine große Rolle spielen, und Menschen machen diese Erfahrungen in den verschiedensten Lebensformen, Lebensgestaltungen. Übrigens: Auch um die Gelübde authentisch leben zu können, brauche ich eine gewisse Frustrationstoleranz. Ich muß damit umgehen, wir alle müssen damit lernen umzugehen, das nicht unmittelbar oder auch gar nicht zu bekommen, was ich glaube am dringendsten zu brauchen. – Und daß es im geistlichen Leben Zeiten der Trockenheit gibt, hat aus meiner Sicht ganz viel mit Gott und meiner Gottesbeziehung zu tun: Gerade nach Hoch-Zeiten der Erfahrung von Gottes Nähe und Zuneigung, vielleicht auch von Einsichten oder Durchblicken in die Wahrheit werden wir häufig in Phasen geführt, in denen Er sich uns entzieht, verhüllt, verdunkelt. Das gehört zum geistlichen Leben, und das aushalten zu können, ist auf allen geistlichen Lebenswegen wichtig.

Elemente des kontemplativen oder klösterlichen Lebens in andere Lebensformen einzubeziehen ist derzeit ja geradezu en vogue, es gibt bekanntlich viele Leute, die Angebote in der Richtung „Kloster auf Zeit“ wahrnehmen. Besinnungstage, Exerzitien gibt es sowieso, auch von der Congregatio Jesu angeboten. Ist das aber letztlich nicht dem Wesen der Kontemplation fremd? Johannes vom Kreuz, der große spanische Mystiker († 1591), sieht in der Gotteinung das Ziel des menschlichen Lebens, und er läßt als Motivation für die nötigen Schritte und Praktiken auf diesem Weg auch nur eine gelten: um Gottes willen, „sólo por Dios“. Ich nehme doch an, daß es häufig ein Bündel von Motiven ist, das Menschen dazu veranlaßt, an Exerzitien teilzunehmen oder eine Zeit im Kloster zu verbringen. Vielleicht überwiegt sogar das Bedürfnis, zur Ruhe zu kommen.

Dazu möchte ich etwas provokativ formulieren: Und wenn diese Tage den Menschen „nur“ helfen, zur Ruhe zu kommen und zu sich zu kommen, ihren Lebensstil zu überprüfen oder neu auszurichten, und wenn von dem Eigentlichen der Stille und dieser Gebetsformen nachher nichts in ihrem Alltag auftaucht – haben diese Tage einen Sinn. Sie haben einen Wert in sich, unabhängig davon, ob sich etwas von den konkreten Formen im Alltag widerspiegelt. Ich glaube, gerade in dem Getriebensein unserer postmodernen Welt, wo ständig alle möglichen Dinge unsere Aufmerksamkeit erheischen, wird die Sehnsucht nach dem Rückzug und nach Auszeiten bei vielen Menschen immer größer; und wenn wir da etwas anbieten können, dann ist das etwas sehr Wertvolles.

Nach Art des Advocatus Diaboli möchte ich dennoch an das „sólo por Dios“ erinnern und fragen: Wird da nicht ein möglicher Nebeneffekt zur Hauptsache gemacht?

Nun, Johannes vom Kreuz vertritt eine mystische Tradition, die noch stark vom Ideal der Gotteinung ausgeht. Das ist ein Modell geistlichen Lebens, aber bei weitem nicht das einzige; und es gibt in anderen geistlichen Traditionslinien eben durchaus noch andere Aspekte. Ein anderer markanter Satz aus der Tradition wäre: „Alles zur größeren Ehre Gottes“, das Leitwort des hl. Ignatius, der ja auch diesen ganz klaren Fokus auf Gott hat – nur daß dies nicht zum dauerhaften Rückzug aus dem Alltag führt, sondern darin gelebt wird, hinaus in die Welt und zu den Menschen zu gehen; dies bei einer gleichzeitigen tiefen Verankerung in Gott. Im übrigen sagen selbst die ganz großen Mystiker: Und wenn ich kurz vor der Schau Gottes oder der Gotteinung stehen würde – sobald der Arme an meine Tür klopft, bin ich gerufen, ihm zu öffnen und meinem Mitmenschen beizustehen.

Ich habe noch eine weitere kritische Nachfrage: Tage der Stille als Besucher in einer Gemeinschaft, klausuriert oder nicht – wieviel bleibt davon wirklich im Alltag? Wie verhindert man, daß die Heimkehrer am Montagmorgen kurz nach der Ankunft am Arbeitsplatz das Gefühl haben: „Alles gelöscht!“? Ist das nicht eine Hauptschwierigkeit, eine Hauptaufgabe für die Teilnehmer solcher geistlichen Übungen,

davon etwas festzuhalten? Ist das nicht geradezu die Schwachstelle dessen?

Also, ich spreche jetzt mal über diejenige Form, mit der ich mich am besten auskenne, die Ignatianischen Exerzitien, die geistlichen Übungen nach Ignatius von Loyola. Dort ist es ein elementarer Bestandteil dieses geistlichen Prozesses von sieben Tagen, zehn Tagen, daß am Ende immer auch geschaut wird: Und wie geht es jetzt im Alltag weiter? Was möchte ich mir in welcher Form bewahren? Der Alltag rückt in den Fokus, in dem vollen Bewußtsein, daß diese Intensität der Gottesbeziehung, die Intensität des Bei-sich-Seins und damit auch des Bei-Gott-Seins nicht in dieser Form aufrechterhalten werden kann – aber vielleicht auch nicht aufrechterhalten werden muß: wenn die grundlegenden Erfahrungen für mein Leben bestimmend werden, die ich in dieser Zeit gemacht habe. Aber natürlich hast du recht, daß die Frage, sagen wir es neudeutsch: der „Nachhaltigkeit“ solcher Tage oder Zeiten in den Blick genommen werden sollte.

Der Kontemplation und auch dem persönlichen Gebet einen Raum im Tagesverlauf zu schaffen ist dann natürlich auch eine Aufgabe für Ordensleute; dies, obwohl ihre Arbeitsbelastung heutzutage hoch ist, eher höher als die eines durchschnittlichen Arbeitnehmers, nicht wahr?

Ich tue mich da zwar mit Vergleichen schwer, denn die Frage ist dann ja auch, auf welcher Basis ich mich mit wem vergleiche. Aber die Anforderungen an apostolische Ordensleute, Männer wie Frauen, sind mit Sicherheit hoch; und die Ansprüche kommen sowohl aus dem Bereich des Apostolates, des konkreten Einsatzes in der Kirche und in der Welt, als auch aus dem der Gemeinschaft: die Mitschwester, die krank ist; die Ordensleitung, die mir eine gewisse Aufgabe zuteilt; die Häuser und Werke, die zum Teil auch zu unterhalten sind. Insofern würde ich bestätigen, daß die Anforderungen sehr hoch sind; und es ist eine bleibende Herausforderung für apostolische Ordenschristen, ein angemessenes Gebetsleben aufrechtzuerhalten, um dann auch aus dem Bewußtsein der Gegenwart Gottes heraus den Dienst tun zu können.

Wie macht man das konkret?

In regelmäßigen Abständen haben wir längere Phasen der Besinnung und des Rückzugs, mehrtägige Exerzitien, einzelne „Oasentage“ und anderes. Was aber den Alltag betrifft, so habe ich für mich persönlich als sehr wesentlich herausgearbeitet, eine feste Tagesstruktur zu haben – auch wenn man ab morgens sechs Uhr unterwegs ist. Auch dann soll es eine gesicherte Zeit für das persönliche Gebet geben. Das ist für mich in der Regel die Zeit frühmorgens, noch vor den Anforderungen des Tages, vor der zwischenmenschlichen Kommunikation. Es gibt aber auch Mitschwester, die eher zu einem späteren Zeitpunkt ihre feste Gebetszeit haben, das kann man nicht verallgemeinern. Es ist auch immer abhängig von der konkreten Lebenssituation und der Aufgabe, die man hat, muß also immer wieder überprüft und angepaßt werden. Neben dieser persönlichen Gebetszeit sind für uns verbindlich die Teilnahme an der Feier der Eucharistie, so sie irgendwie möglich ist, und der Tagesrückblick am Ende des Tages. Er soll das, was war, auf Gott hin, auf Seine Gegenwart hin reflektieren, aber auch Punkte bedenken, an denen ich mich möglicherweise anders verhalten habe, als es angemessen war.

Das wäre also das, was in der ignatianischen Sprache das „Examen“ genannt wird. Es ist obligatorisch, wenn es irgendwie zu machen ist, nicht wahr?

Genau. Das war dem hl. Ignatius die wichtigste Gebetszeit überhaupt. Von daher hat sie für uns alle und für unser geistliches Leben eine sehr hohe Priorität.

Wie lange dauert das „Examen“?

Manche sprechen von zehn Minuten, ich für mich würde eher sagen: eine Viertelstunde; wenn viel an dem Tag geschehen ist, auch eine entsprechend längere Zeit. Vorgesehen ist dabei, sich die Erfahrungen, Begegnungen, Tätigkeiten, auch Gefühle und Gedanken zu vergegenwärtigen, die dieser Tag gebracht hat. Das alles dann auch unter dem Aspekt: Wo habe ich mich Gott besonders nahe gefühlt oder wo habe ich mich von ihm abgewandt? Und wo war Leben für mich und für andere, und wo fühlte ich mich, durch mein eigenes Handeln oder durch das, was mir begegnet ist, vom Leben abgeschnitten? Das al-

les übergebe ich dann in die Hände Gottes – frage mich aber auch ganz konkret nach den Konsequenzen für den nächsten Tag.

Ihr habt, es klang schon an, kein gemeinsames Stundengebet, und auch die persönlichen Gebetszeiten sind individuell. Auf welche Weise prägt das Leben in der Ordensgemeinschaft dann das Gebetsleben?

Natürlich habe ich auch vor meinem Ordenseintritt versucht, ein geistliches Leben zu führen. Den großen Unterschied macht aber gerade das Leben in Gemeinschaft, und dazu gehört für mich auch die Unterstützung, daß Zeiten der Stille und des Gebetes möglich

sind. Außerdem, mit einem Begriff der Tradition, die „schwesterliche Zurechtweisung“, ich würde es eher nennen: die mitschwesterliche Rückfrage oder die Rückmeldung dessen, was meine Mitschwester an mir wahrnimmt. Und da kann es mir durchaus passieren und ich würde es mir auch wünschen, daß Mitschwestern oder auch Obere mich darauf hinweisen, wenn sie das Gefühl haben, daß ich in einen Aktionismus abgleite oder mein Gebetsleben nicht mehr den angemessenen Stellenwert hat.

Schwester Anna, herzlichen Dank für das Gespräch.

Die Fragen stellte Cornelius van Alsum.

Eberhard Werner Happel

SÃO TOMÉ

[...] Ich schreite weiter nach dem Süden / und scheue nicht die unter der Linie starck strahlende Sonnenstrahlen / mit welchen die Jnsul S. THOMAS ohnauffhörlich geplaget wird / diese Jnsul lieget demnach gerade unter dem ÆQUALE, hat demnach einen überauß hitzigen und ungesunden Grund und Luft / so denen ankömmlingen sonderlich übel bekombt. Sie sollen auch eben in dieser STATUR und grosse verbleiben / wie Sie dahin gelanget. Unterschiedliche mahl ist dieses Eyland / so sonsten die Portugiesen besitzen / durch die Holländer erobert / doch aber wieder verlassen worden. Der vornehmste Wohn platz heisset PAVOASAN, von ungefehr 700 Häuser / lieget an der Ost=seiten der Jnsul / und hat eine Västung. Die Hoffhäuser sind von weissem und hartem Holtz / so den Eychen gleichet / erbauet / welches daselbst im Lande wächset. Hinten / fornen und oben am Dache von Bettern [!] wohl zusammen gefüget. Hier werden viel Bäume gefunden / über denen sich die Wolcken CONCENTRiren [!] / und zu Wasser werden / dessen alsdann die Einwohner zu ihrer Notthurfft sich bedienen. Das Schweinen=Fleisch wird alhier nicht allein für eine DELICATE sondern auch gesunde Speiß geachtet / und an statt des geflügels denen Krancken auffgetischt / welches daher zweiffels ohne kommet / weil die Schweine meistentheils mit Zucker=rohr unterhalten werden. [...]

EBERHARD WERNER HAPPEL (1647–1690) kann als Erfolgsschriftsteller seiner Zeit gelten. Geboren im hessischen Kirchhain, ging er seinen Studien und beruflichen Tätigkeiten, vor allem als Hauslehrer, in verschiedenen hessischen und norddeutschen Städten nach. 1679 heiratete er eine Hamburger Kaufmannstochter und erwarb 1685 auch das Hamburger Bürgerrecht. Seine Romane erfreuten sich großer Beliebtheit beim zeitgenössischen Publikum, einige von ihnen wurden in mehreren Auflagen gedruckt. Der vorliegende Textauszug stammt aus dem „Insulanischen Mandorell“. Zur Charakterisierung dieses Romans sei auf den Originaltitel verwiesen: „Der Insulanische MANDORELL, Ist eine GEOGRAPHISCHE HISTORISCHE und POLITISCHE Beschreibung Aller und jeden INSULEN Auff dem gantzen Erd=Boden / Vorgestellet In einer anmüthigen und wohl=erfundenen Liebes= und Helden=Geschichte [...]“. Der Roman, der übrigens in Arno Schmidts „Gelehrtenrepublik“ als bibliothekarische Kostbarkeit erwähnt wird (S. 297 der Bargfelder Ausgabe) und dem Hrsg. dieser Zeitschrift dadurch bekannt wurde, ist mittlerweile auch in einer kommentierten Studienausgabe zugänglich: Eberhard Werner Happel, *Der Insulanische Mandorell* (1682). Im Anhang: Pierre-Daniel Huets *Traitté [!] de l'origine des romans* (1670). Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Stefanie Stockhorst (Bibliothek seltener Texte in Studienausgaben 12), Berlin 2007, hier S. 524.

Winand Herzog

»WAS GIBT'S FÜR WETTER MORGEN?«

Die Gelehrtenrepublik – Arno Schmidts Kurzroman aus den Roßbreiten im Kontext des Werkes

Der Kurs?: wurde für einen Monat im Voraus öffentlich bekannt gemacht.
»Wir meiden nach Kräften Sturmgebiete, und bevorzugen die Roßbreiten: Sargassomeere & Kalmen. Eben jetzt steuern wir wieder auf unser nordpazifisches hier zu.« (Im Mittelatlantik war das bekannte. Aber auch südöstlich von Neuseeland noch ein kleineres: überall still und gelbgrün; Wasserpflanzen, Tange, weder Strömungen noch Windhosen; scharmant.)
(Arno Schmidt: *Die Gelehrtenrepublik*. Kurzroman aus den Roßbreiten (1957). Bargfelder Ausgabe, Werkgruppe I, Band 2, S. 285)

Im Sommer 1957 setzt sich der Schriftsteller Arno Schmidt am 19. Juli in seiner Darmstädter Wohnung morgens um halbneun an den Schreibtisch und beginnt einen neuen Roman, *Die Gelehrtenrepublik*. Der Autor hat eine Woche Pläne und Notizen gemacht, und so geht ihm die Arbeit gut von der Hand. Als zwei Tage später sein Verleger zum Sonntagsbesuch klingelt, hat Schmidt bereits nahezu ein Fünftel des Romans hinter sich, und es erscheint keinesfalls verwegen, wenn er über den Besuch in sein Diarium schreibt: „Einigen uns auf ein neues Buch, abzuliefern Mitte August (!!!): ‚Die Gelehrtenrepublik. Oder von Nevada zum Sargassomeer. Ein Kurzroman‘. Nun heißt es schmieren & schuften!!“ Am nächsten Tag – da ist schon ein Drittel des Romans fertig – schickt Schmidt an Ernst Krawehl, den Verleger, ein Telegramm mit dem neuen (und endgültigen) Untertitel *Kurzroman aus den Roßbreiten*.

Seit seiner ersten Publikation 1949 hat Arno Schmidt in den vergangenen acht Jahren über ein Dutzend umfangreichere Erzählungen und Romane in unterschiedlichen Verlagen veröffentlicht. Darunter waren immerhin vier Erzählungen, die in der Antike spielen, aber dennoch auf dieser Folie zumindest in Anspielungen die jüngste deutsche Geschichte abhandeln. In fünf oder sechs weiteren Texten thematisiert Schmidt den Krieg oder die Kriegsfolgen. Die Erzählspanne in *Aus dem Leben eines Fauns* reicht von der unmittelbaren Vorkriegszeit von Februar 1939 bis zum Luftkrieg im September 1944, *Leviathan* beschreibt eine Fluchtsituation an drei Tagen im Februar 1945, woran sich *Brand's Haide* anschließt, dessen Handlung den März bis November 1945 umfasst. Auch die staatlicherseits reglementierten Umsiedlungen der Ostflüchtlinge finden ihren Niederschlag in Schmidts Prosastudie *Die Umsiedler*. Da der in äußerst prekären Verhältnissen lebende Schmidt kennt, wovon er schreibt, wird seine frühe Prosa, obwohl formal mit völlig anderem Anspruch verfasst, als Zeitbild ganz zu Recht neben die Wohnküchen-Romane Heinrich Bölls gestellt.

Es verbleiben vier weitere Texte Arno Schmidts: *Schwarze Spiegel*, 1951 zusammen mit *Brand's Haide* veröffentlicht, *Seelandschaft mit Pocahontas*, 1955 im ersten Heft von Alfred Anderschs avantgardistische Zeitschrift *Texte und Zeichen* publiziert, sowie die beiden Romane *Das steinerne Herz. Historischer Roman aus dem Jahre 1954* (1956) und eben *Die Gelehrtenrepublik*. Von den zwölf genannten Texten Schmidts ist *Seelandschaft mit Pocahontas* eindeutig der entspannteste: Zwei unverheiratete Freunde machen Sommerurlaub an einem norddeutschen See, reißen zwei junge Frauen auf und die beiden Pärchen haben jede Menge Spaß. Zugleich zeitigte diese Prosastudie aber auch die unangenehmsten Folgen für Arno Schmidt, wurde er immerhin wegen Gotteslästerung und Pornographie angezeigt. Auch wenn der heutige Leser womöglich Schwierigkeiten haben könnte, die inkriminierten Stellen überhaupt aufzu-

finden, so durfte Schmidt in der pruden Adenauerzeit die Anzeige doch so ernst nehmen, dass er aus dem katholischen Regierungsbezirk Trier ins liberalere Hessen, nach Darmstadt, umzog. Selbst wenn das Verfahren nach einem Jahr folgenlos eingestellt wurde, hatte Schmidt Schwierigkeiten, einen neuen Verlag zu finden. Stahlberg, wo bis zu seinem Tod ab 1956 seine Bücher verlegt wurden, erklärte sich erst nach einem juristischen Gutachten bereit, *Das steinerne Herz* zu veröffentlichen. In der Konsequenz wurde Schmidt gezwungen, Dutzende politische Spitzen und andere Textpassagen abzumildern. Dieser Roman, der neben dem niedersächsischen Nest Ahlden sogar Ostberlin als Schauplatz wählte, präsentierte den Autor in ironisch-nonkonformistischer Äquidistanz zu den Ost-West-Frontlinien des Kalten Krieges.

Im Kurzroman *Schwarze Spiegel*, der im Wesentlichen seinen Schauplatz mit *Aus dem Leben eines Fauns* und *Brand's Haide* teilt, versucht Arno Schmidt in einer paradoxen Konstruktion die Angst vor dem nicht nur seiner Ansicht nach unweigerlich bevorstehenden Atomkrieg zu bewältigen. Sein postatomarer Robinson richtet sich 15 Jahre nach dem Zweiten und wenige Jahre nach dem Dritten Weltkrieg in der Heide idyllisch ein, baut sich ein Blockhaus, plündert nach Bedarf Lebensmitteldepots und macht auch mal einen kulturellen Ausflug in die nunmehr menschenleere Metropole Hamburg. Das einzige, was diesem scheinbar letzten Menschen den Blues bringt, ist, dass eine Frau, mit der er kurze Zeit zusammenlebt, ihn wieder verlässt. – *Die Gelehrtenrepublik* bedient sich der gleichen Voraussetzung wie *Schwarze Spiegel*, nämlich eines atomaren Weltkriegs, und reiht sich dergestalt in die von Schmidt bisher bevorzugte Kriegsthematik ein. Allerdings bleibt bei Schmidt programmatisch „die Katastrophe ungeschildert“. Stärker jedoch als in *Schwarze Spiegel* zeigt Schmidt in *Die Gelehrtenrepublik* eine Idylle des Grauens.

Bezeichnenderweise gilt dies noch am wenigsten für den ersten Teil des Romans, welcher der Schilderung der eigentlichen Gelehrtenrepublik, einer schwimmenden mobilen Insel, vorgelegt ist. Der Reporter Charles Henry Winer, Protagonist des ein Halbjahrhundert in der Zukunft eines fiktiven Jahres 2008 spielenden Romans, durchquert zunächst den in Kalifornien und Nevada liegenden atomar zerstrahlten sogenannten Hominidenstreifen, in dem drei atomare Mutationen heimisch sind, die sich alle durch menschliche Köpfe auszeichnen und Kreuzungen mit Spinnen, Schmetterlingen und Huftieren darstellen; Winer zum Beispiel freundet sich mit einer jungen Zentaurin an: „Hinten etwa wie eine Grant-Gazelle und vorne dran eben ein nacktes Mädchen; mit Armen!“

Vor dem Hintergrund der abgeschmetteten Pornographieklage muss es Schmidt einen Heidenspaß bereitet haben, romanintern die Strafbarkeit der geschilderten sodomitischen Sexspiele mit diesen Mischwesen zu diskutieren und feststellen zu lassen, da sei „schon eine Lücke in unserer Legislation“. Die Verschiebung in eine 50 Jahre entfernte Zukunft erleichtert es Schmidts Verlag, die politische Polemik zu akzeptieren, wenn er beispielsweise den damaligen US-Außenminister und kalten Krieger John Foster Dulles in ein gasförmiges Prärie-Irrlicht verwandelt, das den Zentauren als die „Seele des Tyrannen Fórmindalls“ gilt, „der böse Geist, der uns geschaffen hat“. Den CDU-Financier Pferdmeniges verfremdet er in den Zeitungskönig Horsemixer oder geißelt den Revanchismus Adenauers mit einem parodierten Epigramm aus Klopstocks *Deutscher Gelehrtenrepublik*: „Von Konrad bis Adenauer taten die Deutschen 10 Feldzüge nach Rußland: 4 gegen Hütten; 2 zur Schau; 2 geflüchtete; 2 erobernde; keinen siegenden; den letzten ohne Wiederkehr.“

Wenn Arno Schmidt in einem Anflug von hedonistischer Genusssucht einmal seine hundertstundewöchige Arbeitsfron unterbrach und sich einen Blick aus der Loggia der Wohnung Inselstraße 42 gönnte, dann konnte er an der Straßenkreuzung eine Litfaßsäule erspähen, in die er in seiner 1955 entstandenen Erzählung *Tina oder über die Unsterblichkeit* den Zugang zum unterirdischen Elysium verlegte. Bereits 15 Jahre zuvor hatte der Autor im Wartestand für seine Frau Alice zu Weihnachten eine dialogische Szenenfolge mit dem Titel *Dichtergespräche im Elysium* verfasst. Die nächste Erzählung nach *Tina* variiert das dort behandelte Thema insofern, als das Alter Ego Schmidts sich nunmehr nicht zu den gegen ihren verzweiferten Willen Unsterblichen begibt, sondern in *Goethe und Einer seiner Bewunderer* (1956) wird der Weimarer



Reiterstandbild einer Amazone, Detail (Altes Museum, Berlin).

Dichturfürst für 15 Stunden reanimiert und von Arno Schmidt in die Geheimnisse der Jetzt-Welt zwischen „Blausiegel“ und „Motorroller“ eingeweiht. Es gibt keinen zeitgenössischen Autor, der seit Beginn seiner literarischen Produktion so exzessiv wie Arno Schmidt die Unsterblichkeit der Dichter thematisiert hat.

Die Gelehrtenrepublik einbeziehend spricht Susanne Fischer zusammen mit *Tina* und *Goethe* „salopp von Arno Schmidts Zombie-Serie“, denn auch in dem auf diese Erzählungen folgenden Roman geht es um die Unsterblichkeit. Um die Geisteskraft der alternden Genies zu konservieren, werden ihre Hirne in konditionsstarke Sportler transplantiert oder – als eine kalte Kriegs-Aktion – der einen Seite gestohlen und auf der anderen Seite übergangsweise zum Beispiel Pferden eingepflanzt, wie es einem Wiedergänger Arno Schmidts geschieht. Dass sich

„IRAS“, die „International Republic for Artists and Scientists“, wie Schmidt die Gelehrtenrepublik in seinem Roman englisch betitelt, nicht nur als eine sarkastische Parodie auf das in den *Dichtergesprächen* noch hymnisch romantisierte Elysium lesen lässt, sondern zugleich eine an Lessing orientierte Darstellung des Totenreichs, des Hades, ist, habe ich in meinen umfangreichen Untersuchungen zur *Gelehrtenrepublik* ausführlich nachgewiesen. Ich habe dort ebenfalls dargelegt, dass es eine Reihe belastbarer Beweise dafür gibt, *Die Gelehrtenrepublik* als ein „Längeres Gedankenspiel“ (Schmidt) zu dechiffrieren, das der Ich-Erzähler in *Seelandschaft mit Pocahontas* gedachterweise für seine Geliebte Selma entwickelt hätte. Solcherart hätte Schmidt das Verhältnis der beiden voneinander abgesetzten Spalten seines nächsten Romans *Kaff auch Mare Crisium* (1960), nämlich Dorferzählung und Mondfabel, separat in *Seelandschaft* und *Gelehrtenrepublik* präfiguriert.

Die Alternative „Prosopionier oder Handlungsreisender“ entscheidet Arno Schmidt seit seiner ersten Veröffentlichung 1949 zugunsten der Formentwicklung, Handlung empfand er ostentativ als minder wichtig. *Die Gelehrtenrepublik* erscheint hier eher als Gegenbeispiel, schon weil der Fortgang der Erzählung auch gleichzeitig eine Ortsbewegung impliziert; so ist jeder der sechs Handlungstage mit einem Ortswechsel und einer anderen Nuancierung der Handlung verbunden. Allerdings, Arno Schmidt war ein begnadeter Synkretist, was sich auch in *Die Gelehrtenrepublik* erkennen lässt. Daher hat er sich nicht für Plagiate geschämt, sondern diese intertextuelle Beute offensiv verteidigt und in allen Varianten kräftig genutzt. Er hat selbst darauf hingewiesen, dass er nicht nur den Titel *Die Gelehrtenrepublik* von Friedrich Klopstock übernommen, sondern ebenso die schwimmende Insel aus Jules Vernes Zukunftsroman *Die Propellerinsel* entwendet hat – wie auch viele darüber hinausgehende Einzelheiten, wäre hinzuzufügen.

Der Schmidt-Forscher Friedhelm Rathjen hat in seiner tagebuchartigen Übersicht *The Making of Gelehrtenrepublik* aufgelistet, womit sich Schmidt in den zwölf Monaten, bevor er den Roman schreibt, beschäftigt hat und wie dies auf die eine oder andere Art Eingang in das neu entstehende Werk findet. Der erste Teil des Romans, bevor Winer zur Gelehrtenrepublik kommt, beschreibt die Durchquerung des Hominidenstreifens, worauf Schmidt in der ersten Variante des Untertitels noch hinweist. Zwischen die frühen vagen Überlegungen zum Projekt der satirischen Darstellung einer insularen Künstlerkolonie Ende März und ihre Ausführung im Juli/ August 1957 schiebt Schmidt im April und Mai schnell eine „Brotarbeit“ ein, *Das Dorf der Zauberer*, die lange nicht beachtete Übersetzung eines ethnographischen Abenteuerberichts von der Elfenbeinküste. Auch diese Expedition plündert Schmidt nach Leibeskräften für *Die Gelehrtenrepublik*, sodass am Ende eine Melange entsteht, die zu den kurzweiligsten und am besten lesbaren Ergebnissen der Prosopioniertätigkeiten Schmidts zu zählen ist.

Der anfängliche Untertitel *Von Nevada zum Sargassomeer* hätte den Reporter Charles Henry Winer zwar auch in die Kalmenzone geführt, aber – so wäre als geographische Bezeichnung bei Sargassomeer zu unterstellen – in den Atlantik. Tatsächlich fliegt Winer, der Reporter des „Kalamazoo-Herald“, aber vom Lake Michigan nach Arizona, fährt von Prescott Richtung Nevada, um den Hominidenstreifen mit dem Ziel Eureka in Nordkalifornien zu durchqueren. Von dort erreicht er die im pazifischen Kalmengürtel schwimmende IRAS. Schmidt wählt also im eingangs zitierten Textabschnitt mit dem Plural Sargassomeere eine meeresbiologische Bezeichnung und führt den Leser auf die Spuren Jules Vernes, der seine Milliardeseer mit der Propellerinsel „Standard Island“ auf eine Südseekreuzfahrt von Hawaii nach Vanuatu schickt. In den Schlussabschnitten des Romans befindet sich die Gelehrtenrepublik in einer von den östlichen und westlichen Militärs verursachten Zerreißprobe, die Schmidt etwa 3.000 Kilometer östlich von Neuseeland in der Nähe des Maria-Theresia-Riffs lokalisiert:

Das Ergebnis?: »Wir drehen Uns!: Auf der Stelle!« / Die Außenränder der Insel hatten schon jetzt eine Geschwindigkeit von 5 Metern pro Sekunde (was sich, wenn sich erst einmal alles <eingespielt> hätte, auf 10 erhöhen würde! Wenn

sie sich in 25 Minuten einmal um sich selbst drehte. Auf 150^o Länge, und 38 Breite: mitten im pazifischen Sargassomeer, in den Kalmen, den Roßbreiten).
/ : »Ist mein Flugzeug etwa bereit?« (S. 347)

Im Gegensatz zu Vernes Roman spielt die Reiseroute keine Rolle bei Schmidt, sie wird schlicht nicht erwähnt – wie auch die Kalmen bzw. Rossbreiten über die zitierten Textstellen hinaus nur ein weiteres Mal vorkommen, als Metapher nach dem erfolgreichen Sturm aufs Buffet heißt es: „Dann, mühsam, beladen, wieder zurück, in die Kalmen neben der Göttin der Nasenröte“. Und auch die Bezeichnung Rossbreiten wählt Schmidt als Untertitel für den Roman weniger geographisch, sondern ebenfalls halb kalauernd in Anbetracht der Pferde und pferdeähnlichen Wesen – z. B. die Zentauren im Hominidenstreifen: das sind s e i n e Rossbreiten.

Gehen wir zum Abschluss noch einmal mit Arno Schmidt in seine Loggia und werfen einen letzten Sommerblick auf die Litfaßsäule an der Ecke. Wenn wir uns nicht ganz täuschen, sehen wir dort des Rätsels Lösung, warum der Roman nicht erst – wie versprochen – Mitte August, sondern sage und schreibe bereits am Ersten des Monats beendet war. Die überarbeitete Reinschrift (wir befinden uns noch in der Schreibmaschinenära) konnte Schmidt am 10. August mit dem Wunsch in den Briefkasten werfen, gegen den verknöterten Kanzler-Greis, der vom Plakat auf der Litfaßsäule seinen Schlachtruf „Keine Experimente!“ verkündete, mit seinem Buch zur Bundestagswahl am 15. September ein bisschen Wind zu machen. Tatsächlich versetzte Adenauers Wiederaufrüstungspolitik und sein Streben nach deutschen Atombomben nicht nur Arno Schmidt in Angst und Schrecken, so dass er in Erwägung zog, mit Heinrich Böll nach Irland zu emigrieren.

Die Frage nach dem Wetter wird im meteorologischen Institut der IRAS übrigens mit der vielsagenden Bemerkung abgeschlossen: „»Wir haben schon lange keinen Sturm mehr erlebt: können’s uns ja aussuchen.« (Glückliches Land, das!).“

Zitierte Literatur:

- Arno Schmidt: Bargfelder Ausgabe. Werkgruppe I, Band 2 (enthält *Das steinerne Herz*, *Tina*, *Goethe*, *Die Gelehrtenrepublik*). Arno Schmidt Stiftung Bargfeld 1986
Arno Schmidt: *Die Gelehrtenrepublik*. (Taschenbuchausgabe bei Fischer lieferbar)
Arno Schmidt: *Das große Lesebuch*. Herausgegeben von Bernd Rauschenbach. (erscheint Ende 2013)
(Das preiswerte Fischer-Taschenbuch enthält u. a. fünf der oben angesprochenen Texte.)
Jules Verne: *Die Propellerinsel*. Hartleben, Wien – Pest – Leipzig 1897
Friedhelm Rathjen: *Textarbeit, Textvergnügen*. Einzeltextstudien zu Arno Schmidt. Edition ReJoyce, Scheeßel 2008
Susanne Fischer: *Das letzte Walroß*. In: *Der Prosapionier als Letzter Dichter*. Hefte zur Forschung 6. Arno Schmidt Stiftung Bargfeld 2001
Winand Herzog: „Keine Experimente!“ Untersuchungen zu Arno Schmidt: *Die Gelehrtenrepublik*. edition paroikia im büro für realitäts design, Mönchengladbach 2010
(Das Buch führt zusätzlich zu einer detaillierten Analyse des Romans in das Werk und die Rezeption Arno Schmidts ein und bewertet in seinem letzten Teil sämtliche zur *Gelehrtenrepublik* erschienene Literatur von 1968 bis 2010.)

WINAND HERZOG, geb. 1949, lebt und arbeitet in Mönchengladbach. Zahlreiche literarische und literaturwissenschaftliche Veröffentlichungen, u. a.: „Keine Experimente!“ (Titeldaten wie oben); „WolfsKreide. Gedichte zur Zeit“ (edition paroikia, Mönchengladbach 2012); „Das zweite Programm. Arno Schmidt als Theaterautor und der Maler Eberhard Schlotter“ (edition text + kritik, München 2012).



August Kiss: Zeichnung des Reiterstandbildes einer Amazone vor dem Alten Museum in Berlin (wohl um 1835).

die böe zum schluß

PODOLLA eine Princeßin auß Sumatra beklagt ihren Zustandt. Resolviret sich ein grausames wildes Schwein zu fällen / welches ihr Herr Vater nicht gerne CONSENTiret. Ziehet auff die Jagt / und erleget das ungehäure Landt=verderbliche Schwein.

[...] Was ist das vor eine Weibische Rede? fiel dem König seine großmühtige Tochter / die solche Worte ohne Ungedult nicht lenger anhören kunte / ins Wort / meint SELADION wohl er habe an mir weniger als einen Heroischen Printzen zur Welt gebracht? bildet er ihm ein PODOLLA habe mit dem Weiblichen Zeichen auch eine Weibische daß ist eine weichhertzige Natur bekandt? Ô Thorheit / die Großmühtigkeit wird vor eine Kleinmühtigkeit gehalten / und was Tugend ist / sol nur mit dem Nahmen einer scheinenden Tugend begabet werden.

Jch wil Herr Vater allein hinziehen / ich allein wil dem Lande Heyl bringen / ich PODOLLA allein will [!] das ungeheure wilde Schwein erlegen / ich wil allein darthun / daß unter den Kleidern PODOLLÆ nicht ein Weib sondern vielmehr ein Fürst / das ist ein männliches Hertz verborgen liege / darumb mein Herr und Vater / ist noch ein einziger tropfe Väterlicher Liebe an [!] euch gegen mich übrig / so gewehret mich meiner Bitte / und wisset / das ich euch unserm Lande entweder Ehre und Wohlfahrt / oder meinen Todt durch diesen Zug zu wege zu bringen gantz und gar entschlossen bin. [...]

Zitiert nach: Eberhard Werner Happel, *Der Insulanische Mandorell* (1682). Im Anhang: Pierre-Daniel Huets *Traitté [!] de l'origine des romans* (1670). Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Stefanie Stockhorst (Bibliothek seltener Texte in Studienausgaben 12), Berlin 2007, S. 14 und 16.

Bildnachweis

Titelbild: A[nna] A[tkins], Photographs of British Algae. Cyanotype Impressions, Part I., [1843], unpaginiert. Mit freundlicher Genehmigung der Universität Hamburg, Zentralbibliothek Biologie, Standortbibliothek Biozentrum Klein Flottbek, Ohnhorstr. 18, 22609 Hamburg.

S. 7, 15: Cornelius van Alsum (2009 und 2013).

S. 8: Kalligrafie von Milena von Stosch (2013).

S. 29: David Stechern (2013).

S. 31: Daniel Stepputtis, Thünen-Institut (2011).

S. 40, 49, 52: Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz (S. 40: Skulpturensammlung und Museum für Byzantinische Kunst, Ident.-Nr. 10/72, Foto: Jürgen Liepe; S. 49: Kunstbibliothek, Ident.-Nr. Foto-inv. 2005,211, Foto: Bernard Larsson [1963]; S. 52: Kupferstichkabinett, Ident.-Nr. SM 21c.171a); Lizenzbedingungen unter <http://www.creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/legalcode>.

Impressum

kalmenzone (ISSN 2196 – 3835) ist eine Internet-Literaturzeitschrift und erscheint dreimal jährlich. Die Hefte stehen zum kostenlosen Herunterladen als PDF auf <http://www.kalmenzone.de/wordpress/> zur Verfügung. Eine gedruckte Ausgabe erscheint nicht. Textangebote bitte ausschließlich per E-Mail an: redaktion@kalmenzone.de. Bitte beachten Sie auch die Hinweise für die Einreichung von Manuskripten auf der Internetseite der Zeitschrift.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Cornelius van Alsum, Postadresse: F. Engel, Fasanenweg 10, 53127 Bonn, Tel.: 0151 – 21 18 51 66, E-Mail: redaktion@kalmenzone.de.

Haftungshinweis: Der Herausgeber übernimmt keine Haftung für die Inhalte externer Links in dieser Zeitschrift, gleich ob sich diese in redaktionellen Beiträgen oder solchen anderer Beiträgerinnen und Beiträger befinden. Der Herausgeber distanziert sich hiermit ausdrücklich von all diesen Inhalten. Verantwortlich für die Inhalte der verlinkten Seiten sind allein die Betreiber der betreffenden Seiten.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers wieder. Alle Rechte an diesen Beiträgen liegen bei den Autorinnen und Autoren; an den redaktionellen Beiträgen: beim Herausgeber; an den Abbildungen, soweit sie nicht gemeinfrei sind: bei deren Urheberinnen und Urhebern; bzw. bei sonstigen ausdrücklich genannten Rechteinhaberinnen und -inhabern.